

Daniel Siemens

Von Marmorleibern und Maschinenmenschen

Neue Literatur zur Körpergeschichte in Deutschland
zwischen 1900 und 1936

Seit den späten 1980er-Jahren expandiert die kulturwissenschaftliche Forschung über den Körper. Auch für Historiker wird »der Körper« zunehmend problematisch – nicht mehr nur in seiner metaphorischen Bedeutung als »Volkkörper« oder als »Körperschaft«, sondern auch als grundlegende Entität sozialer Wirklichkeit.¹ Besonders die *gender studies* haben die historische Beschäftigung mit dem Körper vorangebracht, indem sie die Unterscheidung zwischen einem biologischen und einem sozialen Geschlecht etablierten und damit zugleich ein natürliches, holistisches Verständnis vom Körper dekonstruierten.² Verfolgte diese Forschungsrichtung zunächst explizit politische Ziele, das Aufbrechen der heterosexuellen Matrix zugunsten der als gleichberechtigt anzusehenden homosexuellen Lebensformen³, so entwickelte sich daraus in den letzten Jahren eine erkenntnistheoretische Debatte, in der es – vereinfacht gesagt – darum geht, das historische Subjekt ohne »natürlichen Körper« (neu) zu denken.

Poststrukturalistische Ansätze, die das Individuum zugunsten von »Diskursen« in den Hintergrund treten lassen, individuelle und höchstpersönliche Äußerungen von ihren Sprechern ablösen und zum autonom wirksamen »Text« erklären, haben die Diskussion maßgeblich geprägt, wenn auch nur sehr wenige Historiker in ihren empirischen Arbeiten die Radikalität dieser »linguistischen Wende« mitgetragen haben. Zu ihnen gehört der Schweizer Historiker Philipp Sarasin, der die Frage, ob es eine »Unmittelbarkeit des Körpers« jenseits von Diskursen gibt, verneint. Er gibt in seiner Habilitationsschrift »Reizbare Maschinen«, die sich methodisch stark an den Überlegungen des französischen Philosophen Michel Foucault orientiert, auch ein Beispiel, wie eine solche postmoderne Körpergeschichte aussehen kann.⁴ Sarasin postulierte bereits 1999, es gebe ebenso wenig eine »transhistorische Substanz« wie eine klare Grenze zwischen Körper und Umwelt, zwischen Innen und Außen.⁵

1 Vgl. Ute Planert, Der dreifache Körper des Volkes: Sexualität, Biopolitik und die Wissenschaft vom Leben, in: GG 26, 2000, S. 539–576; Maren Lorenz, Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte, Tübingen 2000; Clemens Wischermann, Geschichte des Körpers oder Körper mit Geschichte?, in: ders./Stefan Haas (Hrsg.), Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung, Stuttgart 2000, S. 9–31; Heiko Stoff, Diskurse und Erfahrungen. Ein Rückblick auf die Körpergeschichte der neunziger Jahre, in: 1999 2, 1999, S. 142–160; Michel Feher (Hrsg.), Fragments for a History of the Human Body, 3 Bde., New York 1989; Catherine Gallagher/Thomas Laqueur (Hrsg.), The Making of the Modern Body. Sexuality and Society in the Nineteenth Century, Berkeley 1987.

2 Grundlegend: Judith Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin 1995; dies., Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/Main 1991; Cathleen Canning, The Body as Method? Reflections on the Place of the Body in Gender History, in: dies., Gender History in Practice. Historical Perspectives on Bodies, Class, and Citizenship, Ithaca/New York 2006, S. 168–189.

3 Vgl. Stoff, Diskurse und Erfahrungen, S. 147.

4 Philipp Sarasin, Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914, Frankfurt/Main 2001.

5 Philipp Sarasin, Mapping the Body. Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus, Politik und »Erfahrung«, in: Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag 7, 1999, S. 437–451, hier: S. 438.

Vorsichtiger hatten Jakob Tanner und er noch ein Jahr zuvor geurteilt: »Menschen haben zu allen historischen Zeiten dieselbe Anatomie eines verletzlichen Körpers und unterliegen den Bedingungen des physiologischen Mangels (Nahrung, Schlaf); sie sind der Geschlechterdifferenz als der außerdiskursiven Bedingung ihrer physischen Reproduktion unterworfen; und schließlich sind sie sterblich.« Dennoch waren die beiden Autoren der Meinung, dass es »generell keine ›authentische‹, das heißt nicht schon kulturell vermittelte körperliche Erfahrung und kein genuines Wissen vom Körper« gebe.⁶ Bald darauf spitzte Sarasin seine Position zu. In Anlehnung an den französischen Psychiater Jacques Lacan schrieb er nun, dass jede Körpervorstellung die Konstruktion eines »virtuellen Objekts« sei, »eine Kombination realer und imaginärer Bilder«.⁷ Sarasin bezeichnet diesen Vorgang als »mapping«. Dieses Auf-den-Leib-Schreiben von Erfahrungen und Zwängen bringe erst den Körper hervor – dessen sich die Menschen dann mit Hilfe von »Körpertechniken« (Marcel Mauss) bedienen (S. 446).

Kritik an dieser Sichtweise wird vor allem von Geisteswissenschaftlern geäußert, die davon ausgehen, dass Menschen »authentische, allerdings historisierbare Erfahrungen« machen.⁸ Insbesondere Barbara Duden, eine der Pionierinnen der feministischen Körpergeschichte, wendet sich gegen die diskursive Körpergeschichte, die sich an Judith Butler und Foucault orientiert. Sie fordert, die »Leibhaftigkeit« und die »erlebte Körperlichkeit« nicht zugunsten allmächtiger Diskurse aufzugeben – unter anderem mit dem politischen Argument, dass ein solches Weltverständnis nicht zur Emanzipation, sondern zum Verschwinden der »Frauen(körper)« führe.⁹ An solche Kritik knüpft auch die Philosophin Karin Ludewig an, die den »Emanzipationsdiskurs« der 1960er- und 1970er-Jahre mit einem »hedonistischen Ansatz« überwinden will, der über »postmoderne« Geschlechtertheorien – explizit behandelt sie in ihrem Buch Foucault und vor allem Butler – hinausreicht.¹⁰ Am »idealistischen« Körperverständnis Butlers kritisiert Ludewig, dass das Zusammendenken von »Geist und Materie im Körper [...] nur durch die begriffliche Verleugnung der ontologischen Selbstständigkeit des Materiellen« möglich sei. Das »Eigengewicht« des Körpers löse sich bei Butler in reiner Begrifflichkeit auf (S. 263 f.). Ludewig selbst beschreibt den Körper als »Kraftwerk«, als »Konzentrations- und Umschlagszentrum von Materie, Geist und Macht« – womit sie, ohne dass sie dies erkennbar reflektiert, an die Maschinenmetaphorik des frühen 20. Jahrhunderts anknüpft. Ihrer Meinung nach gelte es, die Stellung des Körpers zur Macht zu verändern und ihn als »Lustkörper« neu zu begründen (269 f.). Ob solche und ähnlich ausgerichtete Kritik an der diskursiv ausgerichteten Körpergeschichte in den kommenden Jahren nachlässt, wird entscheidend davon abhängen, inwieweit es dieser Richtung gelingt, das Handeln individueller historischer Akteure mit ihren jeweiligen Ermessensspielräumen im Rahmen der methodischen Prämissen der Diskursanalyse zu berücksichtigen. Dazu gehört auch, neue Kriterien für die Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse und das Fällen von Werturteilen aufzustellen.¹¹

Neben dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit, den bevorzugten Epochen der »historischen Anthropologie«, werden seit einigen Jahren vor allem die ersten Jahrzehnte des

6 Philipp Sarasin/Jakob Tanner, Physiologie und industrielle Gesellschaft. Bemerkungen zum Konzept und zu den Beiträgen dieses Sammelbandes, in: *dies.* (Hrsg.), Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main 1998, S. 12–43, hier: S. 15.

7 Sarasin, Mapping the Body, S. 444.

8 Stoff, Diskurse und Erfahrungen, S. 149.

9 Vgl. Barbara Duden, Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument, in: Feministische Studien 11, 1993, H. 2, S. 24–33.

10 Karin Ludewig, Die Wiederkehr der Lust. Körperpolitik nach Foucault und Butler, Frankfurt/Main 2002, S. 12 f.

11 Vgl. auch Stoff, Diskurse und Erfahrungen, S. 153 f.

20. Jahrhunderts, die »Krisenjahre der klassischen Moderne« (Detlev Peukert), unter körpergeschichtlichen Fragestellungen untersucht. Dies hat Sinn: Gerade die »härtesten Differenzdiskurse der Moderne«, so schreibt Sarasin in Anlehnung an Foucault, nähmen ihren Ausgangspunkt immer beim Körper.¹² Die Moderne war zugleich die Zeit einer umfassenden Urbanisierung. Wenn der Befund des Soziologen Richard Sennett stimmt, dass »urbane Räume weithin durch die Weise Gestalt annehmen, wie die Menschen ihren eigenen Körper erfahren«¹³, dann sind im Zeitalter der Urbanisierung die Körpervorstellungen und -erfahrungen von besonderem Interesse für die historische Forschung. Hinzu kommt für die Zwischenkriegszeit der enge Zusammenhang von Gewalterfahrung und Körperlichkeit, wie Sven Reichardt in einem instruktiven Aufsatz erläutert. Ihm geht es in methodischer Hinsicht darum, die Dichotomie zwischen Konstruktion und »essentialistisch gegebener Physis« zu überwinden, indem reale Körper(erfahrungen) und ihre gesellschaftliche Medialität nicht mehr als Gegensätze gedacht werden.¹⁴ Gerade eine solche dichotome Betrachtung war für die Moderne kennzeichnend, in der sich das zuvor als »natürlich« verstandene »Ich« des Menschen, das trotz der abendländischen dualistischen Aufspaltung in Geist und Körper als Einheit konzipiert war, zugunsten eines fragmentarischen Körperverständnisses auflöste. Der Körper wurde nun nicht mehr als unveränderbar und selbstverständlich wahrgenommen, sondern wurde zur Projektionsfläche von Ängsten und Utopien, musste auf Hochleistung oder scheinbare Natürlichkeit getrimmt werden, sollte Teil eines »Volkskörpers« werden, konnte aber auch zerstört und vernichtet werden. Kurz: Der Körper wurde politisch. Wie Inge Baxmann ausführt, zielte die »Akkulturation der Massen« in der Moderne darauf ab, »das Nationale« durch Körperbilder und Körperpraktiken »im Tiefenraum der Gesellschaft zu verankern«. Die »Regeneration« oder die »Wiederherstellung« des nationalen Körpers habe in Deutschland wie auch in Frankreich im Zentrum linker wie rechter politischer Diskurse gestanden.¹⁵

Vor diesem Hintergrund untersuchen viele Arbeiten der letzten Jahre, wie bestimmte Körpervorstellungen und Metaphern vom Körper zum Anlass konkreter Körperpraktiken wurden und Gruppenidentitäten sowie Selbstbilder prägten.¹⁶ Dabei dominieren drei verschiedene Ansätze: Eine erste Richtung fragt nach den Innovationspotenzialen und ideologischen Implikationen bestimmter Körperkonzepte. Ihr geht es darum, eine »körperbewusste« politische Kulturgeschichte zu schreiben, wobei ideologiekritisch die Disziplinierungs- und Normierungsbestrebungen einzelner Körperkonzepte herausgearbeitet werden (Abschnitte I. bis IV.). Eine zweite Richtung erforscht die Konstruktion von Geschlechtlichkeit. Sie fragt, wie sexuelle Identitäten im Wechselspiel zwischen individueller Erfahrung und kollektiver Sinnggebung herausgebildet und legitimiert wurden (Abschnitte V. und VI.). Ein dritter Ansatz untersucht die über den Körper vorgenommenen

12 Sarasin, *Mapping the Body*, S. 439.

13 Richard Sennett, *Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation*, Frankfurt/Main 1997, S. 456.

14 Sven Reichardt, *Gewalt, Körper, Politik. Paradoxien in der deutschen Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit*, in: Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939*, Göttingen 2005, S. 205–239.

15 Inge Baxmann, *Der Körper der Nation*, in: Etienne François/Hannes Siegrist/Jakob Vogel (Hrsg.), *Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich, 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 1995, S. 353–365, hier: S. 354 f. Zu Baxmanns Habilitationsschrift vgl. ausführlich Abschnitt IX. im vorliegenden Bericht.

16 Grundlegend: Svenja Goltermann, *Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens 1860–1890*, Göttingen 1998; Inge Baxmann, *Mythos Gemeinschaft. Körper und Tanzkulturen in der Moderne*, Wilhelm Fink Verlag, München 2000, 279 S., kart., 39,90 €. Vgl. jetzt auch den umfassenden Überblick in dem Sammelband von Michael Cowan/Kai Marcel Sicks (Hrsg.), *Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918 bis 1933*, Transcript-Verlag, Bielefeld 2005, 381 S., kart., 27,80 €.

Ausgrenzungen und Zerstörungen einzelner als deviant markierter Individuen oder Gruppen. Kriminellen wurde ebenso wie dem Kollektiv »der Juden« eine vermeintlich minderwertige Körperlichkeit zugeschrieben, aus der dann »Rechte« auf weitreichende Interventionen zur »Reinigung des Volkskörpers« abgeleitet wurden. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei der massenmedialen Inszenierung von Körperlichkeit im Film und in der Presse (Abschnitte VII. bis IX.).

Von besonderem Interesse ist bei allen Themen und Zugängen, ob und in welcher Weise sich Kontinuitäten zwischen Körpervorstellungen in verschiedenen politischen Systemen aufzeigen lassen. Wilfried van der Will hebt hervor, dass die faschistische Körperpolitik unmittelbar an organische Gesellschaftskonzepte anknüpfte, wie sie in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert und im europäischen Vergleich besonders verbreitet gewesen seien.¹⁷ Auch der Nationalsozialismus habe an die »Harmonie der Körper« als Metapher für sozialen Ausgleich appelliert. Diese Metaphorik sei eine direkte Reaktion auf die Krisenerfahrungen der Moderne gewesen, die durch Vereinzelung und Bürokratisierung gekennzeichnet gewesen sei (S. 20, 29). Beim Nationalsozialismus habe es sich um eine utopische Bewegung gehandelt, die vermeintliche Lösungen zur Überwindung der Modernitätskrisen anbot (S. 38, 46). Schon vor dem Ersten Weltkrieg seien von rechten Ideologen im Umfeld der aufkommenden Nacktbewegung aggressive Körperbilder propagiert worden, die rassistische, völkische und nationalistische Vorstellungen integrierten und dann im Nationalsozialismus unmittelbar anschlussfähig waren.

Der vorliegende Forschungsbericht stellt wichtige Publikationen der letzten Jahre zur Geschichte des Körpers in Deutschland in den Jahren 1900 bis 1936 vor. Der gewählte Zeitraum ist zugleich Ausdruck einer neuen Entwicklung in der Forschung zur deutschen Geschichte der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Historiker sind zunehmend bemüht, diese Zeit nicht mehr ausschließlich auf den Nationalsozialismus zulaufen zu lassen. Sie heben stattdessen die Ambivalenzen und prinzipiell offenen Entscheidungssituationen in vielen Lebensbereichen hervor.¹⁸ Auch mit Blick auf die neueren Forschungen zur Körpergeschichte hat eine solche Akzentverschiebung Sinn: Bei vielen Arbeiten wird deutlich, dass Körperkonzepte polyvalent waren und in verschiedenen politischen und weltanschaulichen Lagern unterschiedlich verwendet wurden. Dennoch wird der Nationalsozialismus nicht ausgeblendet; es geht vielmehr darum, Anknüpfungs- und Umwertungsprozesse zwischen Kaiserreich, Weimarer Republik und nationalsozialistischer Diktatur herauszuarbeiten.

I. LEBENSREFORM, JUGENDBEWEGUNG UND DER KULT DES NATÜRLICHEN KÖRPERS

Die Unterscheidung zwischen »Zivilisation« und »Kultur«, eine der großen Debatten der deutschen Kulturkritik um 1900, wurde nicht nur maßgebend für das Selbstbild des deutschen Bürgertums im Kaiserreich, sondern prägte auch zwei grundlegend unterschiedliche Körpervorstellungen. Die sich herausbildende moderne Arbeitsgesellschaft, die mit zunehmender Arbeitsteilung, Maschinisierung und damit Rhythmisierung einherging, führte zu – je nach politischem Standpunkt – utopischen oder apokalyptischen Vorstellungen künstlicher Körper. Während in der Sowjetunion die utopischen Potenziale dieser Entwicklung gefeiert wurden, etwa in der erhofften Transgression der Grenze zwischen Le-

17 Wilfried van der Will, *The Body and the Body Politics as Symptom and Metaphor in the Transition of German Culture to National Socialism*, in: *Brandon Taylor/ders.* (Hrsg.), *The Nazification of Art. Art, Design, Music, Architecture and Film in the Third Reich*, Winchester 1990, S. 14–52.

18 Vgl. die Beiträge in *Moritz Föllmer/Rüdiger Graf* (Hrsg.), *Die »Krise« der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters*, Frankfurt/Main 2005.

ben und Tod¹⁹, dominierten in Deutschland Angstvisionen von Menschen verschlingenden Monsternmaschinen (vgl. Fritz Langs »Metropolis«). Der moderne menschliche Körper galt hier überwiegend als »deformiert«, »abnorm« oder »pathologisch«. Als Gegenmodell postulierten vor allem bürgerliche Kreise wie die Lebensreformbewegung und die Jugendbünde den »natürlichen Körper«.

Maren Möhring hat sich in ihrer Dissertation sowie in mehreren Aufsätzen eingehend mit der Körperkultur und Körperästhetik in der Nackt- bzw. Freikörperkultur der Jahre 1890 bis 1930 auseinandergesetzt.²⁰ Der Autorin geht es darum, mit einer an Foucault angelegten »biopolitischen« Lesart die Normierungs- und Disziplinierungsprozesse der Moderne offen zu legen. Möhring zufolge postulierte die Nacktkulturbewegung zwar die »Befreiung von Zwängen«, habe jedoch tatsächlich entgegengesetzt gewirkt, indem sie die Geschlechterdifferenz vertieft und dem Einzelnen eine verstärkte körperliche Selbstkontrolle auferlegt habe. Möhring zieht eine Kontinuitätslinie von der frühen Nacktkulturbewegung um 1900 bis zur Körperpolitik der Nationalsozialisten. War die Arbeit am eigenen Körper zunächst noch eine individuelle Angelegenheit, so wurde sie spätestens im Nationalsozialismus zu einer Gemeinschaftsaufgabe, die die Stärkung des biologischen und moralischen »Volkskörpers« zum Ziel hatte und dies auf Kosten der individuellen Intimsphäre betrieb.²¹

Möhrings Arbeit gliedert sich in drei Teile, denen eine umfangreiche Einleitung vorangestellt ist. Die Autorin erläutert darin ihr Vorhaben, eine »diskursanalytische Körpergeschichte« in Anlehnung an Foucault zu schreiben, deren besonderes Augenmerk auf den in den Diskursen um den Körper eingeschriebenen Machtverhältnissen liegt.²² Es habe sich dabei um einen populärwissenschaftlichen Diskurs gehandelt, der an der Schnittstelle medizinischer, hygienischer, physiologischer, eugenischer und reformpädagogischer (Spezial-)Diskurse anzusiedeln sei (S. 22). Diesen Diskurs gelte es in einem ersten Schritt historisch-kritisch zu rekonstruieren, ehe darauf aufbauend die diskursiv verfassten und stark normalisierenden »performativen Herstellungsprozesse natürlicher, geschlechtlich differenzierter Körper in der Nacktkultur« (S. 26) beschrieben werden sollen. Im ersten Teil steht die »Erarbeitung eines natürlichen Körpers« in der Nacktkultur im Zentrum. Die paradoxe Formulierung verweist darauf, dass Anstrengung nötig war, um einen »natürlichen« Körper zu erlangen, den man, wie die Anhänger der Nacktkultur argumentierten, in der modernen Zivilisation eingebüßt habe. Im zweiten Teil untersucht Möhring den ästhetischen Diskurs der Nacktkultur. Sie zeigt, wie das Vorbild des griechischen Körpers über die Antikenrezeption von Johann Joachim Winckelmann und Friedrich Nietzsche im frühen 20. Jahrhundert benutzt wurde, um die »Germanen« in eine gedachte Tradition bis hin zu den antiken Vorbildern zu stellen. Der ideale Körper konnte durch die Erfindung einer solchen Traditionslinie legitimiert werden; er bekam rassischen Kriterien entsprechende Konturen. Im dritten Teil arbeitet Möhring heraus, welchen Einfluss der medizinisch-hygienische Diskurs der Nacktkulturbewegung auf die Lebensweise, insbeson-

19 Vgl. Boris Groys/Michael Hagemeyer (Hrsg.), Die Neue Menschheit. Biopolitische Utopien in Russland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Frankfurt/Main 2005.

20 Vgl. Maren Möhring, Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890 bis 1930), Böhlau-Verlag, Köln 2004, 463 S., kart., 49,90 €; dies., Der bronzene Leib. Die FKK-Ästhetik in der Weimarer Republik, in: Cowan/Sicks, S. 200–216; dies., Nacktheit und Sichtbarkeit, in: Jürgen Martschukat (Hrsg.), Geschichte schreiben mit Foucault, Frankfurt/Main 2002, S. 151–169; dies., Wie erarbeitet man sich einen natürlichen Körper? Körpnormalisierung in der deutschen Nacktkulturbewegung um 1900, in: 1999 2, 1999, S. 86–109.

21 Vgl. Jakob Tanner, Rezension zu Maren Möhring, Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890 bis 1930), Köln 2004, in: sehepunkte 6, 2006, Nr. 7/8, 15.7.2006, URL: <<http://www.sehepunkte.de/2006/07/8023.html>> [31.3.2007].

22 Möhring, Marmorleiber, S. 20 f.

dere die Gesundheitsvorsorge, ausübte. Die Foucault'schen Konzepte der »Biopolitik« und der »Sorge um sich« werden von der Autorin produktiv angewandt, um die (selbst)disziplinierende Wirkung der Nacktkulturideologie offen zu legen. Das vorherrschende präkäre Verständnis vom Körper, der wie eine Maschine sorgsam gewartet bzw. gepflegt werden müsse, gleichzeitig aber auch der (natürlichen) Sonnenkraft bedürfe, führte letztlich nicht zu mehr »Natürlichkeit«, sondern zu einem Prozess der Körpernationalisierung, der mit einer »forcierten Durchsetzung einer umfassenden medialen Kultur« (S. 389) in den Zwanzigerjahren einherging.²³

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch Möhrings Aufsatz »Wie erarbeitet man sich einen natürlichen Körper? Körpernationalisierung in der deutschen Nacktkultur-bewegung um 1900«. Die Autorin spricht hier von »Naturalisierungsstrategien« und sieht einen Zusammenhang zwischen der »Naturalisierung«, die in Wahrheit eine Disziplinierung des Körpers gewesen sei, und der »Naturalisierung« der Klassen- und Geschlechterverhältnisse.²⁴ Sie arbeitet zunächst heraus, dass auch die Nacktkörperkultur-bewegung von einem Körpermodell ausging, das den Menschen als zusammenhängendes (Körper-) System begriff. Der Körper wurde, entsprechend der verbreiteten thermodynamischen Konzepte im physiologischen Diskurs um 1900, als »thermodynamische Maschine« begriffen.²⁵ Es gelte daher, auf den Energiehaushalt des Körpers zu achten und sich die Körperkräfte einzuteilen.²⁶ Entgegen dem Fordismus / Taylorismus, der die effiziente Ausnutzung der Körperkraft des Arbeiters anstrebte, verfolgte die Nacktkultur-bewegung das Ziel, mittels gymnastischer Übungen das »Kräftekapital« des Körpers nachhaltig zu steigern (S. 96–100). Allerdings galten für männliche und weibliche Körper unterschiedliche Ziele: So sei das Ideal des Männerkörpers auf die Steigerung der Arbeitskraft sowie der Wehrfähigkeit, das Ideal des Frauenkörpers jedoch auf optimale Gebärfähigkeit ausgerichtet gewesen. Möhring folgert daraus, dass »physiologische und ästhetische Normen [...] bei der Fixierung von Geschlechtergrenzen effektiv« zusammenwirkten. Männerkörper galten weiterhin als Norm; Frauenkörper wurden als zumeist »spezifische« Abweichung beschrieben. Sie kann dies an der Semantik der Nacktkultur-bewegung überzeugend zeigen: Gymnastikübungen für Männer wurden als »allgemeine Übungen« bezeichnet, während Übungen für Frauen stets besonders benannt wurden.²⁷

Der natürliche Körper galt zudem als »gesund« und »schön«. Für Möhring ist bereits in dieser Zuschreibung die Ausgrenzung andersförmiger, vor allem »kranker« oder dunkelhäutiger Körper angelegt. Der ideale Körper sei der »weiße bürgerliche Körper« gewesen – der Körper des Proletariats galt demgegenüber als »hässlich«. Die Nacktkultur-bewegung half damit, so lautet das Fazit der Autorin, bei der (Re-)Produktion sozialer Schranken und der Formierung »klassenspezifischer Körper« (S. 108). Die »umfassende Sichtbarmachung des Körpers« in der Nacktkultur generell habe dazu beigetragen, die Erfassung körperlicher Mängel, im zunehmenden Maße als »Abweichung von der Norm« aufgefasst, zu legitimieren und »biopolitischen Imperativen« zum Durchbruch zu verhelfen.²⁸ Auf die Kontinuitäten und Gemeinsamkeiten der Nacktkultur-bewegung mit dem Nationalsozialismus weist die Verfasserin wiederholt hin.

23 Ähnlich argumentierte bereits Ende der 1980er-Jahre *Eugen König*, wenn er mit Hinblick auf die Reformpädagogik des frühen 20. Jahrhunderts festhielt, dass »das reformpädagogische Credo des Natürlich-Richtigen in allen Bewegungen und Tätigkeiten« im Kern eine »Apotheose des reinen Funktionalismus des Maschinensystems« sei. Vgl. *Eugen König*, *Körper – Wissen – Macht. Studien zur historischen Anthropologie des Körpers*, Berlin 1989, S. 113.

24 *Möhring*, *Wie erarbeitet man sich einen natürlichen Körper?*, S. 86.

25 Vgl. bereits die Pionierstudie von *Anson Rabinbach*, *The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*, New York 1990.

26 *Möhring*, *Wie erarbeitet man sich einen natürlichen Körper?*, S. 94 f.

27 *Ebd.*, S. 101–104.

28 *Möhring*, *Marmorleiber*, S. 380.

Möhrings ideologiekritische Dekonstruktion von »Natürlichkeit« überzeugt. Allerdings ist nicht immer ganz klar, wo die Grenzen der von ihr analysierten Diskurse liegen und wo sich eventuell konkurrierende Diskurse durchsetzen. Möhrings Sichtweise ist vor allem auf die disziplinierenden Aspekte der neuen »Körpernatürlichkeit« gerichtet. Dass viele Anhänger der Nacktkulturbewegung diese in erster Linie als Befreiung empfanden und sich auch die vermeintlich körpergeschädigten Proletarier in den Zwanzigerjahren ähnlich ästhetische Körperideale und -ziele setzten (vgl. Abschnitt III.), fließt nur am Rande in ihre Argumentation ein. In der Nachfolge Foucaults sieht die Autorin in der Moderne weitgehend versteckte Disziplinierungsversuche mit tödlichem Bedrohungspotenzial für alle diejenigen, die von einer vermeintlich feststehenden »Norm« abwichen. Die befreienden und gestalterischen Möglichkeiten, die dem Diskurs über Körperbilder in der Moderne ebenfalls eingeschrieben waren, spielen bei ihr nur eine untergeordnete Rolle.²⁹

Einen detaillierten Überblick zur Körperkulturbewegung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik hat auch der Sporthistoriker Bernd Wedemeyer-Kolwe vorgelegt.³⁰ Im Gegensatz zu Möhring beurteilt er die Idee von der »Gestaltbarkeit des Körpers als Mittel zur Bewältigung sozialer und persönlicher Verhältnisse« nicht negativ, sondern billigt ihr durchaus innovative bis utopische Potenziale zu. Ziel der Körperbewegten sei die Schaffung eines »neuen Menschen« gewesen, was auch im spirituellen Überbau der Körperbewegung sichtbar werde. Dies stand einer umfassenden Kommerzialisierung nicht im Wege, wie Wedemeyer-Kolwe mit Blick auf die zahlreichen Ratgeber, Sportstudios, Licht- und Luftbäder sowie einen florierenden Versandhandel nachweist (S. 301–331, 423 f.). Seine Untersuchung verbindet sport-, institutionen- und ideengeschichtliche Ansätze. Zahlreiche Verästelungen der Körperkulturbewegung bildet Wedemeyer-Kolwe kenntnisreich ab. Seine Studie bleibt jedoch an vielen Stellen deskriptiv, ohne an die methodisch-theoretischen Überlegungen zur Körper- und Geschlechtergeschichte anzuschließen. Der »Körper« scheint für Wedemeyer-Kolwe tendenziell ein Medium ohne Eigenleben zu sein, das den Gestaltungswünschen von Organisationen und Individuen ausgeliefert ist. Seine detailgenauen Ausführungen verknüpft er kaum mit Ansätzen der politischen Kulturgeschichte: Zäsuren wie der Erste Weltkrieg sowie die Wirkungskraft der Ideologien der politischen radikalen Linken und Rechten werden in ihrer Bedeutung für die Vorstellungen von »Körper« und »Körperlichkeit« nur selten reflektiert.

Sabine Merta untersucht in ihrer Dissertation den Zusammenhang zwischen »gesunder« Ernährung und einem schlanken Körperideal.³¹ Die Autorin beschränkt sich dabei keinesfalls auf den Zeitraum von 1880 bis 1930, wie es im Untertitel ihrer Arbeit heißt, sondern bettet ihr Thema ideen- und wissenschaftsgeschichtlich umfassend in die Geschichte der westlichen Kultur ein.³² Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile: Im ersten, mit über 300 Seiten sehr ausführlichen Abschnitt untersucht die Autorin die »Entwicklungsstränge der modernen Diätkost«. Im zweiten Abschnitt arbeitet sie die Bedeutung der Körperkulturbewegung für ein modernes Gesundheits- und Körperbewusstsein um 1900 heraus. Merta weist nach, wie umfassend das neue Ideal des schlanken Körpers – nicht zuletzt als soziales Distinktionskriterium – die Ernährungsgewohnheiten veränderte. Dabei be-

29 Vgl. auch *George L. Mosse*, Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen, Reinbek b. Hamburg 1987, S. 155.

30 *Bernd Wedemeyer-Kolwe*, »Der neue Mensch«. Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Verlag Königshausen und Neumann, Würzburg 2004, 519 S., kart., 68,00 €.

31 *Sabine Merta*, Wege und Irrwege zum modernen Schlankheitskult. Diätkost und Körperkultur als Suche nach neuen Lebensstilformen 1880–1930, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2003, 587 S., geb., 90,00 €.

32 Vgl. auch *Peter Stearns*, Fat History. Bodies and Beauty in the Modern West, New York 1997; *Georges Vigarello*, Histoire de la beauté. Le corps et l'art d'embellir de la Renaissance à nos jours, Paris 2004.

handelt sie mit der »Kleiderreformbewegung« und der Mode auch Bereiche, die in anderen Arbeiten zur Körperkulturbewegung nur am Rande Erwähnung finden.³³ Der erste Teil ihrer Arbeit zeigt zugleich, wie kompliziert die Herausbildung und Durchsetzung der diätischen Ernährungsregeln war. Zwar bildete sich in zunehmendem Maße ein Konsens über den Zusammenhang von Ernährung, Gestalt und Gesundheit sowie körperlicher Leistungsfähigkeit heraus; der Weg zu einem gesunden Körper war jedoch alles andere als vorgezeichnet, was zu teils esoterisch anmutenden Körperpraxen führte (S. 226–278). Ebenso wie Möhrings Arbeiten zeigt auch Mertas Studie eine auf den ersten Blick paradoxe Entwicklung: Die sich herausbildende Konsum- und Wohlstandsgesellschaft ermöglichte dem Einzelnen keinesfalls einen unproblematischen Umgang mit dem eigenen Körper. Sie sorgte vielmehr für die Durchsetzung eines Jugend- und Schönheitsideals, das viele Menschen zu täglicher Arbeit am eigenen Körper zwingt.

Auch zwei neue amerikanische Monografien beschäftigen sich mit den populären Diskursen um Gesundheit und Körper zwischen 1890 und 1930.³⁴ Michael Hau fragt in seiner sowohl sozial- als auch diskursgeschichtlich argumentierenden Untersuchung, warum in dieser Zeit der eigene Körper für viele Menschen problematisch wurde und mit welchen Strategien »normale Leute«, aber auch vermeintlich wissenschaftliche Spezialisten auf dieses Problem reagierten. Über hygienische Praktiken und körperliche Idealbilder wurden, so Hau, geschlechtsbezogene, rassische und soziale Identitäten geprägt. Der Autor sieht eine kontinuierliche Entwicklung von der Freikörperkultur zur »Volksgemeinschaft«; er betont jedoch auch, ähnlich wie Wedemeyer-Kolwe, dass sich die Körperpolitik der Nationalsozialisten ab 1933 von den Körpervorstellungen vieler Lebensreformer in den Jahrzehnten zuvor deutlich unterscheiden habe.³⁵ Wie Möhring kommt Hau zu dem Ergebnis, dass die Propagierung ästhetischer, »natürlicher« Körperideale dazu dienen sollte, die traditionellen bürgerlichen Geschlechterrollen aufrechtzuerhalten. »Maskulinisierte Frauen« (Mannweiber) und »effeminierte Männer« (Weibmänner) wurden zu degenerierten und physiologisch unterscheidbaren Typen, denen die vermeintlich natürlichen Idealkörper heterosexueller Menschen gegenübergestellt wurden (S. 8). Schönheit und Gesundheit oder Hässlichkeit und Krankheit betrachteten Lebensreformer wie Ärzte als zusammengehörig.³⁶ Mit solchen Abgrenzungen reagierten die bürgerlichen Eliten auf soziale Konflikte und Verlustängste angesichts der zunehmenden Partizipation unterbürgerlicher Schichten am gesellschaftlichen Leben sowie der Eroberung des öffentlichen Raumes durch Frauen, die gleichzeitig mit einer abnehmenden Geburtenrate, vor allem in der bürgerlichen Mittelklasse, einherzugehen schien.³⁷ Trotz der insgesamt repressiven Merkmale insistiert Hau darauf, dass die Lebensreformbewegung auch für Feministinnen attraktiv gewesen sei, da die neue Ideologie auch »befreiende Effekte« für Frauen gehabt habe. Mit Verweis auf den Schutz weiblicher Gesundheit nutzten die Feministinnen die Körperdiskurse, um eine größere gesellschaftliche und berufliche Freiheit für Frauen einzufordern. Hau resümiert, dass im frühen 20. Jahrhundert die unterschiedlichen Körperpraktiken und -ideologien zu sozialen Distinktionsmerkmalen wurden. Vor allem im Kleinbürgertum sei die Auffassung verbreitet gewesen, dass »wahrer Charakter und Bildung im Sinne einer harmonischen Balance zwischen Verstand, Körper und Seele nur durch die Kultivierung des eigenen Körpers zu erreichen seien«. Im Nationalsozialismus seien die Körpervorstellungen des späten Kaiserreichs und der

33 Merta, S. 383–428.

34 Michael Hau, *The Cult of Health and Beauty in Germany. A Social History, 1890–1930*, University of Chicago Press, Chicago 2003, 272 S., kart. 19,50 €; Chad Ross, *Naked Germany. Health, Race, and the Nation*, Berg Publishers, Oxford 2005, 239 S., kart., 22,95 €.

35 Hau, S. 8.

36 Ebd., S. 63 f.

37 Ebd., S. 55 f.

Weimarer Republik noch wirksam, allerdings nicht mehr im gleichen Maße polyvalent gewesen. Äußere Schönheit wurde jetzt »das Emblem einer utopischen Rassengemeinschaft«, gereinigt von stigmatisierten »Unerwünschten«. Unterschiedliche Wertigkeiten innerhalb der »Volksgemeinschaft« wurden dagegen weniger hervorgehoben als in der Zeit der Weimarer Republik.³⁸

Chad Ross gibt in seiner Dissertation ebenfalls einen Überblick über die verschiedenen Aspekte der deutschen Körperkulturbewegung. In sieben thematischen Kapiteln arbeitet er wichtige Charakteristika der Bewegung heraus: so den Zusammenhang zwischen Nacktkultur und Medizin, zwischen Gesundheitsdiskurs und der Ästhetik der Nacktkulturbewegung sowie der Verbindung von Sexualität, Rassismus und Nacktkultur. Dieser problemorientierte Aufbau kommt Ross' Anliegen entgegen, Kontinuitäten über die bekannten Zäsuren der deutschen Geschichte hinweg aufzuzeigen. Seine Geschichte endet nicht mit dem Untergang der Weimarer Republik, sondern reicht bis in die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Allerdings würde man sich, ähnlich wie bei Wedemeyer-Kolwe, an vielen Stellen eine stärkere Einbettung des Materials in die politische Kulturgeschichte wünschen; nicht zuletzt, um sich mit Argumenten für die von Ross eher behauptete denn nachgewiesene umfassende Signifikanz der Nacktkulturbewegung für die deutsche Gesellschaft im 20. Jahrhundert auseinanderzusetzen. Ob die Nacktkulturbewegung ideologisch einheitlich und dabei frei von »politischer Ideologie« war, wie Ross behauptet, ist zweifelhaft.³⁹ Neben der unbestrittenen Degenerationsangst, die Ross wiederholt als Motor der Nacktkulturbewegung anführt, gab es noch viele andere, tendenziell optimistische Diskurse um den Körper (vgl. die Literatur in den Abschnitten III. und IV. dieses Berichts). Innovativ ist Ross' Studie vor allem, wenn er die Geschichte der Nacktkulturbewegung im Nationalsozialismus analysiert. Anders als Wedemeyer-Kolwe und letztlich auch Hau wertet er das Jahr 1933 allenfalls als eine temporäre Zäsur. Maßgebliche Nationalsozialisten hätten die Körperbewussten nach anfänglichen Irritationen unterstützt, nicht zuletzt wegen ähnlicher Ziele und des gemeinsamen utopischen Charakters der beiden Ideologien. So war der »Kampfring für völkische Körperkultur«, später umbenannt in »Bund für Leibesucht«, eine von staatlichen Stellen geförderte Nudistenvereinigung, die noch 1939 mit dem Film »Natürliche Leibeserziehung« auf Werbetour ging.⁴⁰

Auffällig ist, dass mit Ausnahme der Arbeit von Merta in allen anderen Studien eine systematisch vergleichende Perspektive über nationale Grenzen hinweg fehlt. Inwieweit die Körperkulturbewegung fest in nationalen Traditionen wurzelte oder aber eine Bewegung von internationaler Ausstrahlungskraft war, wird nicht systematisch analysiert – was um so bedauerlicher ist, als die Anschlussfähigkeit zu eugenischen und kriminologischen Diskursen in vielen Arbeiten aufgezeigt wird und sich in der Kriminalitätsgeschichtsschreibung langsam eine international vergleichende Perspektive etabliert.⁴¹

II. KÜNSTLICHE KÖRPER: MASCHINENKÖRPER UND KÖRPERMASCHINEN

Wie Anson Rabinbach gezeigt hat, wurde die Neubestimmung körperlicher Gesundheit in der Moderne durch eine Interpretation des menschlichen Organismus geprägt, die, auf Erkenntnissen der Physiologie, Experimentalpsychologie und Ergonomie aufbauend, durch

38 Ebd., S. 199 ff.

39 Vgl. Ross, S. 58 f.

40 Ebd., S. 10, 49–65.

41 Vgl. Peter Becker/Richard Wetzell/ David Lazar (Hrsg.), *Criminals and their Scientists. The History of Criminology in International Perspective*, New York 2005.

technologische Metaphern strukturiert war.⁴² Energie, Effizienz und Leistung wurden zu Parametern, mit denen auch der menschliche Körper vermessen wurde. Der Körper wurde analog zur Dampfmaschine, später auch zum Elektro- oder Verbrennungsmotor als Maschine begriffen, der ständig neue »Brennstoffe« zugeführt werden mussten. Da der Energieerhaltungssatz der Thermodynamik auch für den Menschen gelten sollte, sorgten sich die »Körperbewussten« um die richtige Balance zwischen Ernährung, Ruhepausen und Aktivität.⁴³

Die literarische und künstlerische Avantgarde begrüßte dieses neue Körperverständnis. Sie sah darin ein Mittel, den bürgerlichen Individualismus und Subjektivismus zu überwinden. So hat Michael Mackenzie herausgearbeitet, dass die beiden Maler Willi Baumeister und George Grosz ebenso wie der Schriftsteller Ernst Jünger die Auffassung vertraten, dass die »Anpassung des Körpers und die Ausmerzung von Gefühl und Subjektivität« die beste Antwort auf eine industrialisierte Arbeitswelt sei.⁴⁴ Als paradigmatisch für das neue Körperverständnis diskutierten bereits die Zeitgenossen die Einführung der Fließbandproduktion, die – vom amerikanischen Autofabrikanten Henry Ford kurz vor dem Ersten Weltkrieg eingeführt – in Deutschland erstmals im Jahr 1924 von der Firma Opel eingesetzt wurde.⁴⁵ Um möglichst rationell produzieren zu können, die Preise zu senken und letztlich den modernen Massenkonsum ermöglichen zu können, sollte der menschliche Körper selbst zur Maschine werden, die nur wenige Arbeitsschritte in routinierter Wiederholung möglichst störungsfrei ausführen sollte. Dieses System des Fordismus/Taylorismus – benannt nach seinem »Erfinder« Frederick W. Taylor, dem Gründungsvater der modernen Betriebswirtschaft – erregte besonders in Deutschland vielfältigen Widerspruch. Kritiker sahen die »Einzigartigkeit« des menschlichen Körpers in Gefahr. Sie wetteten gegen »Vermassung« und »Sinnentleerung«. Verstärkt wurde ihre Ablehnung durch einen ambivalenten Antiamerikanismus, mit dem die Kritik an der modernen Industrieproduktion verknüpft war. An der Diskussion über die »Tanzgirls« lässt sich diese Ambivalenz, die auch in Bezug auf den Maschinenkörper insgesamt zu beobachten ist, anschaulich zeigen. So beschrieb Siegfried Kracauer im Jahr 1927 diese Tanzensembles als »unauflösbare Mädchenkomplexe, deren Bewegungen mathematische Demonstrationen« seien. Nur als Teil einer »Masse« würden die einzelnen Menschen am modernen Leben teilnehmen können; Einzelpersonen »mit einer eigenen Seele« stünden demgegenüber abseits.⁴⁶ Für Kracauer war die Anordnung der Masse zu »Ornamenten« Selbstzweck – genau wie die kapitalistische Warenproduktion, der es allein um die Erzielung eines möglichst hohen Gewinns gehe, ohne dass es auf die Eigenschaft und die Verwendbarkeit der produzierten Güter ankomme: »Das Massenornament ist der ästhetische Reflex der von dem herrschenden Wirtschaftssystem erstrebten Rationalität.« (S. 54) Ein solches Körperverständnis könne zwar mit Bedeutungen »überhöht« werden, trage jedoch keine Vernunft in sich (S. 63).

42 Rabinbach, *The Human Motor*; Cowan/Sicks, *Technik, Krieg und Medien*. Zur Imagination von Idealkörpern in den zwanziger Jahren, in: dies. (Hrsg.), *Leibhaftige Moderne*, S. 13–29, hier S. 15.

43 Vgl. Anson Rabinbach, *Ermüdung, Energie und der menschliche Motor*, in: Philipp Sarasin/Jakob Tanner (Hrsg.), *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt/Main 1998, S. 286–312; Maria Osietzki, *Körpermaschinen und Dampfmaschinen. Vom Wandel der Physiologie und des Körpers unter dem Einfluß von Industrialisierung und Thermodynamik*, in: ebd., S. 313–346.

44 Michael Mackenzie, *The Athlete as Machine. A Figure of Modernity in Weimar Germany*, in: Cowan/Sicks, S. 48–62, hier: S. 62.

45 Cowan/Sicks, *Technik, Krieg und Medien*, S. 16.

46 Siegfried Kracauer, *Das Ornament der Masse*, in: ders., *Das Ornament der Masse*, Frankfurt/Main 2005, S. 50–63, hier: S. 50 f.

An diese zeitgenössische Kritik knüpft die Literaturwissenschaftlerin Anne Fleig an, die die Tanzbegeisterung der Zwanzigerjahre als »Ausdruck eines veränderten Körperbewusstseins« wertet, »das auf rhythmischer Lebendigkeit und einer Befreiung des Körpers aus den Schranken bürgerlicher Moral« beruht habe. Die neuen Rhythmen setzten nicht mehr den ganzen Körper in Bewegung, sondern zielten auf die »isolierte Bewegung einzelner Körperteile«. ⁴⁷ Die fragmentierte Moderne habe sich, so Fleig, auch im modernen Tanz abgebildet, wobei besonders das Revuetheater die »tiefgreifenden Veränderungen innerhalb der Kultur der Moderne« anschaulich zur Geltung gebracht habe (S. 106). Die große Zahl der eingesetzten Menschen in den Revuen zeige einen »Grad der Verdinglichung«, wie er auch für andere gesellschaftliche Bereiche kennzeichnend gewesen sei. Als Hauptattraktion der Revuen waren die Girls »Teil der effektvollen Ausstattung der Show«; zugleich untermalten sie »die zeitgenössische Wahrnehmung einer weiblich codierten Masse«. An der Austauschbarkeit der einzelnen Tänzerinnen setzte die zeitgenössische Kulturkritik an, nicht nur von Kracauer. Die Tanzgirls erschienen als paradigmatische Geschöpfe der Moderne. Ihre lächelnde Künstlichkeit stand für ein »neues, massenhaft reproduziertes Frauen- und Körperbild, in dem Jugendlichkeit und Sportlichkeit dominierten«. ⁴⁸ Ihre Uniformierung, insgesamt die Assoziationen mit dem Militärischen, wurde ebenfalls diskutiert. Alfred Polgar sprach in diesem Zusammenhang vom »Zauber des Militarismus«. ⁴⁹ Fleig erinnert daran, dass »die jungen, im Gleichtakt bewegten und perfekt funktionierenden Körper in einem eigentümlichen Kontrast zu der Vielzahl an Kriegsverwundeten« standen, »deren erhebliche Verletzungen im Takt der Maschinen hervorgerufen worden waren. Gemessen an der Zerstückelung der Körper und dem Verlust einzelner Glieder durch die Kriegsmaschinerie behaupteten die Beine in der Revue eine Eigenständigkeit, die das Verhältnis von Teilen und Ganzem umkehrte.« Der Takt der tanzenden Beine verweise auf ein »Intakt-Sein« des gesamten Körpers. ⁵⁰ Der Autorin zufolge habe sich der Revuetanz als Produkt rationalisierter Arbeit präsentiert und die Hoffnung auf die Verheißungen der maschinellen Produktion widergespiegelt. Zugleich erschien er als Zeichen der modernen Tendenz zur Entindividualisierung, die Tänzerinnen galten als »Teil einer monströsen Apparatur«. (S. 115 ff.)

Auch Jost Lehne setzt sich in einem Aufsatz mit den Revuen der Zwanzigerjahre auseinander. ⁵¹ Im Gegensatz zu Fleig hebt er hervor, dass der weibliche Körper als »lustvoll-verführerisches Element« sowie als »Projektionsfläche und Verkörperung materieller Wünsche« einen zentralen Platz in den Revuen eingenommen habe (S. 267). An konkreten Beispielen zeigt Lehne, dass die Darstellerinnen sogar als Verkörperungen damals bekannter Markenprodukte auf der Bühne erschienen und damit selbst zu erotisch aufgeladenen »Konsumartikeln« wurden. Die Tanzgirls konnten nicht nur als negativ bewertete Zeiterscheinung, sondern auch positiv als »Verkörperung für das Leichte und Spielerische der Existenz, als Zeichen für die Dynamik des Lebens« interpretiert werden (S. 273). Lehne weist darauf hin, dass die Tanzgirls für junge Frauen auch als Vorbilder in Frage kamen. Ihr »professioneller« Umgang mit dem eigenen Körper, den sie als »Geschäftsartikel« auffassten und vermarkteten, sowie ihre hohe Körperbeherrschung schien

47 Anne Fleig, Tanzmaschinen. Die Girls im Revuetheater der Weimarer Republik, in: Sabine Meine/Katharina Hottmann (Hrsg.), Puppen, Huren, Roboter. Körper der Moderne in der Musik zwischen 1900 und 1930, Schliengen 2005, S. 102–117, hier: S. 105.

48 Ebd., S. 110–112. Vgl. auch Gesa Kessemeier, Sportlich, sachlich, männlich. Das Bild der »Neuen Frau« in den Zwanziger Jahren. Zur Konstruktion geschlechtsspezifischer Körperbilder in der Mode der Jahre 1920 bis 1929, Dortmund 2000.

49 Zitiert nach Fleig, Tanzmaschinen, S. 114.

50 Ebd.

51 Jost Lehne, Massenware Körper. Aspekte der Körperdarstellung in den Ausstattungsrevuen der zwanziger Jahre, in: Cowan/Sicks, S. 264–278.

es »den Girls zu gestatten, mit den rationalisierten, technisierten Lebensbedingungen selbstverständlich und eigenverantwortlich umzugehen« (S. 275).

Zwischen den beiden Polen »Technik« und »Körper« ist auch die Dissertation von Heiko Stoff angesiedelt, in der er »Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich« untersucht. Der Autor verbindet auf innovative Weise historische Diskursanalyse und kritische Wissenschaftsgeschichte.⁵² Während eine Seite des »Verjüngungsdiskurses«, die den Körper auf »natürlichem« Wege durch naturheilkundliche und körperkulturelle Praktiken stärken wollte, auch in anderen Arbeiten untersucht wird (vgl. Abschnitt I.), betritt Stoff bei der Analyse des »künstlichen Verjüngungsdiskurses«, der auf Hormonbehandlung und operative Eingriffe setzte, weitgehend Neuland. Zentrale Figuren dieser Richtung waren der aus Wien stammende Physiologe Eugen Steinach, dessen Operationen als »Steinachen« bekannt wurden, und der in Paris praktizierende Arzt Serge Voronoff. Ihre Ansätze stießen international auf großes Interesse: Berühmte Persönlichkeiten ließen sich operieren, Hollywood entdeckte das Genre des »Verjüngungsfilms«, und auch die sich etablierende Sexualwissenschaft zeigte sich aufgeschlossen (S. 30–72). Trotz anhaltender Faszination gerieten die »Verjünger« im Verlauf der Zwanzigerjahre jedoch in die Defensive, als Zweifel an den angewandten Methoden zunahm (S. 170–174). Stoff zeigt überzeugend die gravierenden Folgen des sich herausbildenden »konsumorientierten Körperbildes« mit seinem Anpassungs- und Normierungsdruck für den Einzelnen: Das postulierte Anrecht auf einen möglichst »jugendlichen« Körper trieb in der Konsequenz die Pathologisierung von körperlichen »Abweichungen« voran, insbesondere auf dem Gebiet der Sexualität (S. 453–502). Nicht zuletzt aus dem Glauben an das technisch Machbare gewannen die seit den 1920er-Jahren populären eugenischen und (rassen)biologischen Forderungen ihre Überzeugungskraft.

III. DER DISZIPLINIERTER KÖRPER: SPORT UND FREIZEIT

»Der Sportler [...] war die Inkarnation realer oder vermeintlich nationaler Tugenden bzw. Stereotype.«⁵³ Journalisten und Schriftsteller, auch wenn sie die Ambivalenzen der neuen Sportkultur reflektierten, waren überzeugt, dass eine Analyse des Sportkults eine kritische Bestandsaufnahme der sich neu formierenden »Massengesellschaft« ermöglichen.⁵⁴ Besonders auf der bürgerlichen und völkischen Rechten galt der Sport in der Weimarer Republik als »Fortsetzung des Krieges in Friedenszeiten«.⁵⁵ So hätten »kriegerische Körper-Ideale von Männlichkeit« transformiert »weitergelebt«, etwa in der Wertschätzung sportlich-disziplinierten Trainings.⁵⁶ Thomas Alkemeyer hat diese Geschichte in dem Standardwerk »Körper, Kult und Politik« von den Anfängen der olympischen Bewegung bis zur Olympiade von 1936 kenntnisreich geschildert, wobei er auf die enge Verzahnung von Krieg, krisenhafter Modernitätserfahrung und Herrschaftsinszenierung im Sport hinweist.⁵⁷ Er sieht in der Olympischen Bewegung und im Nationalsozialismus

52 Heiko Stoff, *Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich*, Böhlau-Verlag, Köln 2004, 555 S., kart., 54,90 €.

53 Baxmann, *Der Körper der Nation*, S. 355.

54 Vgl. Theodore F. Rippey, *Athletics, Aesthetics, and Politics in the Weimar Press*, in: *Germanic Studies Review* 28, 2005, S. 85–106.

55 Mosse, *Nationalismus und Sexualität*, S. 165.

56 Jens Schmidt, »Sich hart machen, wenn es gilt«. Männlichkeitskonzeptionen in Illustrierten der Weimarer Republik (*Geschlecht-Kultur-Gesellschaft*, Bd. 3), LIT Verlag, Münster 2000, 196 S., kart., 17,90 €, hier: S. 164.

57 Thomas Alkemeyer, *Körper, Kult und Politik. Von der »Muskelreligion« Pierre de Coubertins zur Inszenierung von Macht in den Olympischen Spielen von 1936*, Frankfurt/Main 1996.

zwei unterschiedliche Reaktionen auf die Krise der modernen Massengesellschaft. Ebenso wie Teile der Reformpädagogik hätten sich beide auf sozialdarwinistische Grundüberzeugungen gestützt, was auch in der gemeinsamen Wertschätzung von Zentralbegriffen wie Jugend, Gesundheit und Energie zum Ausdruck gekommen sei (S. 491 f.). Zugleich macht Alkemeyer fundamentale Unterschiede aus: Dem Nationalsozialismus sei es zwar gelungen, sich der Symbolik der olympischen Bewegung zu versichern. Inhaltlich stellte jedoch bereits die Indienstnahme des Sports für politische Zwecke einen Bruch mit den liberalen Ideen Pierre de Coubertins dar. Die symbolische Mehrdeutigkeit der Berliner Olympiade im Schnittpunkt zwischen »Körperkult, Biologismus und Rassismus« ist nach Alkemeyer nicht aufzulösen und vermutlich auch konstitutiv für die kontroverse zeitgenössische Rezeption (S. 434–505).

Auf einer anderen Ebene bewegte sich der Breitensport, dessen emanzipatorische Wirkung Gabriela Wesp in ihrer Studie zum Frauensport in der Weimarer Republik untersucht hat.⁵⁸ Gegen Ende der Weimarer Republik betrieben bereits 1,2 Millionen Frauen organisierten Sport. Obwohl Wesp nicht verschweigt, dass sich mindestens die Hälfte der Sportlerinnen konservativen Organisationen wie der »Deutschen Turnerschaft« oder dem »Reichsverband für Frauenturnen« angeschlossen hatte, hebt sie den befreienden und progressiven Charakter des weiblichen Sports hervor (S. 12). Die »neue Frau« war (auch) Sportlerin. Eine liberalere Einstellung zu Körper, Moral und Sexualität, »die Entdeckung des Körpers«, habe zur Ausbreitung des weiblichen Sportwesens erheblich beigetragen (S. 14). Der Sport, besonders der Frauensport, war immer auch eine politische Frage. Er wurde je nach ideologischer Grundeinstellung anders gewertet, wie Wesp in ihrem dritten Kapitel analysiert: Er konnte als »Wehrersatz«, als »Mittel zur Erhöhung der Gebärfähigkeit« oder als »Mittel zum Klassenkampf«, als Möglichkeit »bürgerlicher Selbstrepräsentation« oder als Instrument zur Steigerung der Arbeitskraft dienen (S. 73). Wesp spricht insgesamt von einer politischen Vereinnahmung und Instrumentalisierung des Frauensports. Gemeinsam war den meisten Richtungen, dass der Frauensport zwar prinzipiell bejaht wurde, sich jedoch innerhalb »klassischer Frauenrollen« zu bewegen hatte. Nur wenigen jungen Leistungssportlerinnen sei es gelungen, zu einer »Auflockerung im Denken über den Frauensport« beizutragen (S. 256–259). Wesps Studie stellt insgesamt einen sachkundigen Überblick über die Entwicklung des Frauensports in der Weimarer Republik dar, ohne jedoch innovative Ansätze zur Konstruktion des Körpers zu berücksichtigen.

Frank Becker legt dar, wie der »Sportler« in der Weimarer Republik zum paradigmatischen Träger eines modernen Körperlichkeitskonzepts wurde, das sich an den Vorbildern der amerikanischen Wohlstandsdemokratie orientierte: »Sport konnte als der Inbegriff eines messenden und zählenden, rational planenden Zugriffs auf den eigenen Körper gelten.«⁵⁹ Die von verschiedenen Wissenschaften bereitgestellten Informationen über den Körper wurden vom Sportler aufgenommen und im Sinne einer umfassenden Rationalisierung des eigenen Körpers verwendet (S. 230). Der gesteigerten Selbstkontrolle stand jedoch das Ausschalten des Bewusstseins gegenüber. Dies sei nötig, um sportliche Höchstleistungen zu erzielen, erkannten frühe »Sporttheoretiker« wie die Schriftsteller Robert Musil und Alfred Polgar (S. 227 ff.). Nötig sei regelmäßiges Training, damit der Mensch seinen Körper beherrsche und nicht umgekehrt. Ein derart »planmäßig überwachter Körper« konnte dann, so Becker, »verwaltet werden wie eine Wirtschaftseinheit, deren »Einnahmen« und »Ausgaben« exakt zu verbuchen sind.« (S. 230) Der Sportler wurde in seiner Mischung aus Selbstkontrolle und Disziplin als beispielhaft darge-

58 *Gabriela Wesp*, Frisch, fromm, fröhlich, frei. Frauen und Sport zur Zeit der Weimarer Republik, Königstein/Taunus 1998.

59 *Frank Becker*, Der Sportler als »moderner Menschentyp«. Entwürfe für eine neue Körperlichkeit in der Weimarer Republik, in: *Wischermann/Haas*, S. 223–243, hier: S. 225.

stellt. Funktionäre und Politiker glaubten an den »Verbesserungswillen der Masse« und setzten im Sportunterricht darauf, dass eine Orientierung an sportlicher Bestleistung motivierend auf die Schüler wirke. Zugleich gab der Sportler eine »Schablone« für die Egalisierung und Normalisierung menschlicher Körper ab. Anhand der Sportergebnisse wurde es möglich, »normale« Leistungsniveaus in Abhängigkeit von Geschlecht und Alter zu bestimmen (S. 234 ff.) – eine Einteilung, die sich noch heute beispielsweise beim »Sportabzeichen« findet.

Schließlich galt der Sportler auch als »Spezialist«. Die sich durchsetzende Arbeitsteilung wurde durch den Sport neu legitimiert, denn ohne Spezialisierung waren Höchstleistungen nicht mehr zu erbringen. Zwischen dem modernen Wirtschaftsleben und dem Sport wurden Parallelen gezogen, und vereinzelt wurde die moderne Fließbandarbeit auch mit Metaphern aus der Sportwelt beschrieben (S. 240). Zum Abschluss seines instruktiven Aufsatzes stellt Becker seine Befunde in einen größeren Zusammenhang. Er hält fest, dass viele der damaligen »Gedankenexperimente« um den Sport heute zum »kulturellen Repertoire [...] jeder Industriegesellschaft« gehörten. Die grundlegende Ambivalenz, dass mit dem lustvollen Erleben der eigenen körperlichen Leistungsfähigkeit auch ein »Verzicht auf viele irrationale Erlebnisqualitäten« verbunden ist, sei bis heute nicht aufgelöst (S. 241 ff.).

Ein wichtiger Bereich des Sports, in dem neue Körperkonzepte entwickelt und popularisiert wurden, war der Alpinismus. Zu Beginn des Jahrhunderts wurde das Bergsteigen zumeist nicht als »Rückkehr zur Natur« gepriesen, sondern als moderner Wettkampf des Bergsteigers mit verschiedenen Gegnern – dem Berg, mit anderen Bergsteigern oder auch mit sich selbst – propagiert, wie Gertrud Pfister hervorhebt.⁶⁰ Leistungen und Erfolge des Bergsteigens mussten, da im Normalfall nicht öffentlich sichtbar, vom Bergsteiger selbst oder über Massenmedien kommuniziert werden; insofern eignete sich das Bergsteigen in besonderem Maße für die Popularisierung von neuen, vor allem männlich kodierten Körperkonzepten. Schon 1886 schrieb einer der ersten Bergsteiger: »Nur der muskelstramme, der ausdauernde und ganze Mann wird den Gefahren des Gebirges mit kaltem Blut [...] gegenüberreten.«⁶¹ In der Zwischenkriegszeit konnte das Bergsteigen als »Ausweg aus der vermeintlichen Degeneration und Dekadenz« gelten (S. 29). Vor allem die deutschen Bergsteiger forderten ein elitäres Leistungsdenken und hatten sich das Bezwingen auch »unmöglicher« Felswände wie am Matterhorn oder der Eiger-Nordwand zum Ziel gesetzt. In den Augen dieses »Männerbundes« galt das Überwinden von Gefahren und Todesangst als heroisch (S. 31). Es verwundert nicht, dass sich die politische Rechte diesem Sport zuwandte und ihn – unter anderem in den frühen Filmen mit Leni Riefenstahl – propagandistisch in Szene setzte. Die Bergsteigerfilme trugen einerseits dazu bei, den deutschen Zuschauern auch vom Nationalsozialismus geschätzte Normen, Ideale und Werte wie Kameradschaft, Opferwille, Askese, Selbstüberwindung und darwinistisches Leistungsdenken zu vermitteln, andererseits kündeten sie nach außen auch von der Überlegenheit des völkischen Deutschland (S. 43, 53). In der Bergsteigerideologie der Dreißigerjahre und der NS-Propaganda wurde auch der mögliche Tod bei spektakulären Expeditionen als »dem Vaterland und dem Führer Adolf Hitler dargebrachtes Opfer« gedeutet (S. 47). Wie Pfister betont, reicht die »unheilvolle Allianz« von Bergsteigerideologie, Nationalismus und Antisemitismus jedoch schon in die Anfänge des Al-

60 Gertrud Pfister, Sportfexen, Heldenmythen und Opfertod: Alpinismus und Nationalsozialismus, in: *Geschichte und Region/Storia e regione* 13, 2004, H. 1: Sport und Faschismen, hrsg. von Claudia Ambrosi/Wolfgang Weber, Innsbruck 2004, S. 21–59, hier: S. 22. Dagegen in weiten Teilen unkritisch zum frühen Alpinismus: Martin Walkner, Zur Entstehung des modernen Alpinismus im Wien des Fin de Siècle. Die Bedeutung von Eugen Guido Lammer, in: *Zeitschichte* 23, 1996, S. 291–305.

61 Pfister, S. 25.

pinismus zurück. Einige Sektionen des Deutschen Alpenvereins nahmen bereits Ende des 19. Jahrhunderts keine »jüdischen« Mitglieder auf (S. 34 f.).

IV. DER ARBEITERKÖRPER

In den letzten Jahren sind nur wenige Arbeiten publiziert worden, die sich explizit mit der Körperkultur der Arbeiter beschäftigen, allerdings mit einer Ausnahme: der Theatergeschichte. Mit den beiden Berliner Dissertationen von Yvonne Hardt und Matthias Warstat sowie der Arbeit des Philosophen Andrey Georgieff liegen gleich drei Monografien vor, die dem Stellenwert von Fest- und Tanzkultur, insbesondere dem modernen Ausdruckstanz, innerhalb der Arbeiterschaft nachspüren.⁶² Nach dem Ersten Weltkrieg wurde im modernen Tanz nicht mehr ausschließlich ein harmonisches Schönheitsideal propagiert. Stattdessen wurde nun die »Darstellung jeglicher menschlicher Regung« möglich.⁶³ Hardt konstatiert für die Weimarer Republik eine »demokratisch und kontrovers geführte Diskussion über Körpertypen, Körpertraining und die damit zu erreichenden Ziele«, die »im Faschismus nicht denkbar war«.⁶⁴ Allerdings mussten zunächst Widerstände bei den Arbeitern gebrochen werden, ehe diese sich für den vermeintlich weiblichen Ausdruckstanz begeistern konnten. Auf's Ganze gesehen blieb der moderne Tanz in der Arbeiterschicht ein Randphänomen.⁶⁵ Quantitativ bedeutsamer waren die quasi militärischen Bewegungsabläufe, wie sie vor allem kommunistische Arbeiter bei ihren Paraden und Kundgebungen einübten. Ein individueller Ausdruck war weder im Arbeiterfilm noch im Arbeitertheater gefragt.

In ihrer Dissertation untersucht Hardt den modernen Ausdruckstanz als ein schichtenübergreifendes Phänomen, obwohl auch hier der Schwerpunkt auf dem modernen Tanz innerhalb der Arbeiterkultur liegt. Ihr geht es darum, den Ausdruckstanz sowohl von seiner »Mythifizierung ins Unpolitische« zu befreien als auch darum, »einen automatisierten Assoziationszusammenhang zwischen Körperkultur, Massentanz und Nationalsozialismus aufzubrechen.« (S. 7) In methodischer Hinsicht orientiert sie sich einerseits an Butler und dem Habitus-Konzept Bourdieus, hält aber andererseits fest, dass »der Körper nie einfach passiv« sei. Geschlechtliche Identität versteht Hardt zwar im Butler'schen Sinne als »kulturelle Performance«, doch sei auch diese »Performance« an »einen Kanon von Körperdiskursen und -praktiken gebunden, der klare Grenzen formuliert und bestimmt, was als gültige Identität anerkannt wird.« (S. 16) Im empirischen Teil ihrer Arbeit untersucht Hardt sowohl herausragende und stilbildende Einzelpersönlichkeiten des Ausdruckstanzes wie Valeska Gert, Jo Mihaly oder Julia Marcus als auch »Dimensionen der Vergemeinschaftung durch den Tanz« (S. 25). Dass der moderne Tanz eher ein Projekt der Linken war, erklärt die Autorin damit, dass in der krisenhaften Moderne der Körper zu einem utopischen Ort wurde, über den »Befreiung« und ein »neues Menschentum« realisiert werden sollten (S. 301). Aber auch problematisch bis negativ besetzte Themen

62 Yvonne Hardt, Politische Körper. Ausdruckstanz, Choreographien des Protests und die Arbeiterkultur in der Weimarer Republik (Tanzwissenschaft, Bd. 1), LIT Verlag, Münster 2004, 352 S., kart., 19,90 €; Matthias Warstat, Theatrale Gemeinschaften. Zur Festkultur der Arbeiterbewegung 1918–33 (Theatralität, Bd. 9), A. Francke Verlag, Tübingen 2005, 438 S., kart., 64,00 €; Andrey Georgieff, Nacktheit und Kultur. Adolf Koch und die proletarische Freikörperkultur (Passagen Kulturwissenschaften), Passagen-Verlag, Wien 2005, 159 S., kart., 17,90 €.

63 Yvonne Hardt, Ausdruckstanz und die Ästhetisierung des Arbeiterkörpers, in: Cowan/Sicks, S. 245–263, hier: S. 245.

64 Ebd., S. 255.

65 Hardt, Politische Körper, S. 2.

wie Armut, Krieg oder Unterdrückung wurden tänzerisch verarbeitet. Die »Heterogenität von Bewegungs- und Körperkonzepten«, wie sie für die Weimarer Republik typisch gewesen sei, sei dann im Nationalsozialismus zurückgegangen, wobei insbesondere gesellschaftskritische oder feministische Ansätze entfielen (S. 307). Hardt hält abschließend fest, dass sowohl Massenchöre als auch Massentänze kein exklusiv deutsches Phänomen waren, sondern in den Zwanziger- und Dreißigerjahren auch in anderen europäischen Ländern und den Vereinigten Staaten aufgeführt wurden. Sie waren ein »adäquates Mittel einer politischen Inszenierung«, ihre politische Sinnggebung war jedoch variabel. Auch innerhalb von Masseninszenierungen habe es »Wahlfreiheit und Pluralität« gegeben (S. 300).

Im Zentrum der Dissertation von Matthias Warstat steht die Festkultur der Arbeiterbewegung während der Weimarer Republik. Der Autor untersucht die performative und ritualisierte Gemeinschaftsbildung im Tanz, die in der Arbeiterkultur die Ideale von Einigkeit und Solidarität »verkörpern« sollte. Während im Kaiserreich noch politische Festreden den Mittelpunkt der Arbeiterfeiern gebildet hätten, wurde in der Weimarer Republik die Inszenierung des Arbeiterkörpers zentral, wobei Sozialdemokraten und Kommunisten durchaus Anleihen bei der bürgerlichen Jugendbewegung und den Lebensreformern machten.⁶⁶ Zwar spielte auch das erotische Moment der vorrangig mit jungen Körpern arbeitenden Inszenierungen eine Rolle bei der Akzeptanz dieser neuen Form von Selbstdarstellung, doch bestand etwa der Arbeiter-Turn- und Sportbund auf einer vermeintlich scharfen Trennlinie zwischen dem »bürgerlichen Voyeurismus« einerseits und einer »natürlichen Nacktheit« andererseits.⁶⁷ Die jungen und sportlichen Arbeiterkörper widersprachen dem traditionellen Bild des verhärmten und verschmutzten Arbeiters; sie symbolisierten die Kampfkraft der »Bewegung« und strahlten Optimismus aus.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch die Studie von Andrey Georgieff, die sich mit dem Berliner Lehrer Adolf Koch und seiner Bedeutung für die proletarische Freikörperkultur nach dem Ersten Weltkrieg beschäftigt. Der junge Pädagoge Koch wandte sich gegen die vermeintliche »Maschinisierung des Menschen«, rezipierte die Gymnastiklehren Rudolf Bodes, integrierte dessen rhythmische Gymnastik in seinen Unterricht und führte mit Schülern und Jugendlichen umstrittene Nackttänze auf. Schließlich gründete er 1926 die »Private heilpädagogische Körperkulturschule Adolf Koch«.⁶⁸ Während Georgieff die einzelnen Stationen im Leben Kochs anschaulich schildert, kommt die kritische Analyse der weltanschaulichen Postulate der Körperkulturbewegung zu kurz. Der ärztliche Leiter der Koch-Schule forderte etwa, dass Kränkliche und Schwache auf eigenen Nachwuchs verzichten müssten. Ein Drittel der Deutschen sei »geistig oder seelisch [...] minderwertig«.⁶⁹ Solche Aussagen nimmt Georgieff jedoch nicht zum Anlass, um die Verbindung zwischen Körperkulturbewegung und Eugenik kritisch zu untersuchen.⁷⁰ Auch die vielen neueren Studien zur Körpergeschichte rezipiert er nur in Ausnahmefällen. »Allen seit 1945 erschienenen Arbeiten zur proletarischen Sport- und Körpergeschichte ist gemeinsam, daß sie die Frage nach dem Körper erst gar nicht stellen«⁷¹ – eine merkwürdige Behauptung in einer Publikation aus dem Jahre 2005. Trotzdem liefert Georgieffs

66 Warstat, S. 122. Zur Lebensreformbewegung vgl. jetzt auch die Dissertation von *Florentine Fritzen*, *Gesünder Leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2006.

67 Warstat, S. 129. Vgl. auch *Georgieff*, S. 57–67.

68 *Georgieff*, S. 43–55, 107.

69 Ebd., S. 109.

70 Vgl. *Michael Schwartz*, *Sozialistische Eugenik. Eugenische Sozialtechnologien in Debatten und Politik der deutschen Sozialdemokratie, 1890–1933*, Bonn 1995. Dieses Standardwerk wird von *Georgieff* nicht einmal erwähnt.

71 *Georgieff*, S. 20.

Arbeit aufschlussreiche Details über Koch und dessen institutionelles Umfeld, die das von Hardt und Warstat umfassend analysierte Problemfeld sinnvoll ergänzen.

Die Ergebnisse dieser drei Arbeiten relativieren ältere Forschungsmeinungen: Gerhard Hauk vertrat noch die These, dass der Arbeiterkörper in erster Linie ein »kollektives Symbol für Ordnung und Chaos gewesen« sei. Die Arbeiterbewegung habe mit ihren militaristischen, disziplinierten und sauber gekleideten Formationen und Aufmärschen versucht, »dem Bild des ›dunklen‹, ›schmutzigen‹, ›chaotisch-unordentlichen‹ Arbeiterkörpers, vor dem das Bürgertum seit dem 19. Jahrhundert eine kollektive Angst entwickelt hat, zu entgehen und ihm dasjenige des sauberen, hellen [...], ordentlichen Arbeiterkörpers entgegenzusetzen.«⁷² Zugleich galt das Argument, dass nur mit strenger Disziplin die »gegnerischen Angriffe« der extremen Rechten abgewehrt werden konnten. Auch semantisch sei dieser Militarisierung nachzuweisen, etwa im Begriff des »Parteisoldaten«, der »Aufklärungspatrouille« oder des »roten Husaren im Klassenkampf«.⁷³ Hauk deutet an, dass es dieses gemeinsame Symbolarsenal gewesen sei, das die kollektiven Übertritte vieler Arbeitersportvereine von 1933 an hin zu nationalsozialistischen Organisationen erklärbar werden ließ.⁷⁴ Gottfried Korff sprach dagegen von einem »Pathos der Nüchternheit«, das die Symbolik der Arbeiterbewegung in der Zwischenkriegszeit bestimmt habe.⁷⁵ Hinter der Symbolik der Arbeiterbewegung nach dem Ersten Weltkrieg habe die »Erfahrung des Utopieverlusts« gestanden.⁷⁶ Warstat hebt nun hervor, dass der zu beobachtende »Performativitätsschub [...] nicht einseitig in Richtung (para-)militärischer Bewegungsmuster verlief«, sondern auch ekstatisch-vitalistische Elemente enthielt.⁷⁷ Das galt in ähnlicher Weise selbst für die katholische Arbeiterkultur in der Weimarer Republik, wie Raymond C. Sun erläutert.⁷⁸ Auch wenn sich der katholische Arbeiter von »falschen Maskulinitätsidealen«, wie sie Sozialisten und die extreme Rechte verkörpert hätten, fernhalten sollte, setzten auch die Vordenker der konfessionell gebundenen Arbeiterschaft auf eine »muscular Catholic identity«, die sich vor allem durch den Gottesbezug (religiöser Glaube als Zeichen echter Männlichkeit) von den Marxisten unterschied. Die katholische Arbeiterbewegung sei damit subversiv gewesen, habe aber zugleich die »kontingente, konstruierte Natur« jeglicher sozialer Identität bestätigt.⁷⁹

Welche Selbstbilder und Vorstellungen für jugendliche Arbeiterinnen im Alter zwischen 14 und 18 Jahren relevant waren, untersucht Christina Benninghaus in ihrer Dissertation.⁸⁰ Benninghaus wertet zeitgenössische Berufsschulaufsätze und andere Selbstzeugnisse umfassend aus, sie thematisiert die Körpererfahrungen und -vorstellungen von jugendlichen Mädchen jedoch nicht explizit. Die Autorin fragt nach »Lebensbedingungen und Zukunftschancen, Alltagspraktiken, Erfahrungen und Vorstellungswelten« und möchte solch »klassisch« sozialgeschichtliche Fragen mit einem Instrumentarium, das geschlechtergeschichtliche und in Ansätzen auch diskursanalytische Überlegungen auf-

72 *Gerhard Hauk*, »Armeekorps auf dem Weg zur Sonne«. Einige Bemerkungen zur kulturellen Selbstdarstellung der Arbeiterbewegung, in: *Dietmar Petzina* (Hrsg.), *Fahnen, Fäuste, Körper. Symbolik und Kultur der Arbeiterbewegung*, Essen 1986, S. 69–89.

73 Ebd., S. 85 f.

74 Ebd., S. 86.

75 *Gottfried Korff*, *Rote Fahnen und geballte Faust. Zur Symbolik der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik*, in: ebd., S. 27–60, hier: S. 30.

76 Ebd., S. 60.

77 *Warstat*, S. 130, 136 f.

78 *Raymond C. Sun*, »Hammer Blows«: Work, the Workplace, and the Culture of Masculinity Among Catholic Workers in the Weimar Republic, in: *Central European History* 37, 2005, S. 245–271.

79 Ebd., S. 248, 258, 271.

80 *Christina Benninghaus*, *Die anderen Jugendlichen. Arbeitermädchen in der Weimarer Republik*, Frankfurt/Main 1999.

nimmt, beantworten (S. 9). Wie Benninghaus selbst zu bedenken gibt, dürfen die Selbstäußerungen aus Berufsschulaufsätzen keineswegs als hinreichend für die Ermittlung der Lebenswirklichkeiten der Arbeitermädchen angesehen werden. Erfahrungen von häuslicher Gewalt oder tiefergehende seelische Verletzungen kommen dort allenfalls indirekt zur Sprache. Im Kontext der körpergeschichtlichen Forschung zur Zwischenkriegszeit ist auffällig, dass die Arbeitermädchen mögliche Diskrepanzen zwischen subjektiven Ansprüchen und objektiven Möglichkeiten ihrer Verwirklichung kaum zur Sprache brachten. Deutlich wird dies besonders in ihren Ausführungen zum Kontakt mit Jungen bzw. »jungen Herren«. Vorehelicher Verkehr war genauso selbstverständlich, wie eine spätere Eheschließung, möglichst zwischen dem 20. und 25. Lebensjahr, als Wunsch und »Abschluss« der Jugendphase imaginiert wurde. Ein Leben als Hausfrau und Mutter schien – den Aufsätzen nach zu urteilen – vielen Mädchen von diesem Alter an als alternativlos, ohne dass sie dagegen aufbegehrt hätten. Ungewollt, so das Fazit der Autorin, trugen die Mädchen damit zur Stabilisierung des bestehenden Geschlechterverhältnisses bei. Benninghaus analysiert, dass aus den Quellen der Mädchen eine »starke Verunsicherung hinsichtlich der eigenen Geschlechtsidentität« spricht (S. 295). Erwerbstätigkeit und die Vorstellungen der Mädchen von »Weiblichkeit« schienen vielfach nur schwer vereinbar. Sie interpretieren ihre gegenwärtigen Wünsche und Bedürfnisse zwar als legitim – »körperliche Nähe erscheint durchweg positiv besetzt« (S. 297) –, halten jedoch mit dem Ende der als Ausnahmesituation verstandenen »Jugend« eine Anpassung und Einfügung in bestehende soziale Ordnungen genauso wie eine Akzeptanz der binären Geschlechterordnung für natürlich. Benninghaus konstatiert, dass die gesellschaftlichen Zwänge auf die Vorstellungswelten der Mädchen einwirkten und damit vielfach schon ein Denken möglicher Alternativen entfiel (S. 294). »Egoistische« Wünsche wie ein eigener Verdienst oder berufliche Selbstständigkeit konnten nicht offensiv benannt werden – im Gegensatz zu Jugendlichen aus dem Bürgertum.

V. KÖRPER UND DIE KONSTRUKTION VON GESCHLECHT

Susanne Zeller hat bereits Ende der Achtzigerjahre die Rolle und das Selbstverständnis bürgerlicher Frauen im Wohlfahrtswesen der Zwanzigerjahre untersucht.⁸¹ Konstitutiv für das Körperbewusstsein dieser Frauen war dabei nach wie vor die polare Anordnung der Geschlechter, denen jeweils bestimmte körperliche und seelische Eigenschaften zugeschrieben wurden. Güte und Hilfsbereitschaft, insgesamt ein »soziales Problembewusstsein«, galten beispielsweise Alice Salomon als typisch weibliche Eigenschaften, während sie Organisationstalent und den Kampf um politische Macht als männliche Domänen ansah (S. 45, 50 f.). Zeller kommt zu dem Ergebnis, dass das »übergeordnete Ziel des weiblichen Erziehungs- und Unterrichtswesens [...] eine Erziehung zur Weiblichkeit« gewesen sei. Bei den sozialen Frauenschulen habe es sich dementsprechend um »Ausbildungsstätten für die organisierte Mütterlichkeit« gehandelt (S. 59, 65). Der Nationalsozialismus konnte an solche Frauenbilder unmittelbar anknüpfen. Das Fach Gesundheitsfürsorge bekam nun eine »spezifisch praktische wie ideologische Bedeutung« (S. 97). Die Erziehung zur Volks- und Rassenhygiene wurde als weiblicher Aufgabenbereich definiert.

Geraldine Theresa Horan bestätigt diese Auffassung in ihrer linguistischen Untersuchung des »weiblichen Diskurses« im frühen Nationalsozialismus zwischen 1924 und 1934, der durch zwei Eigenheiten gekennzeichnet gewesen sei: Zum einen stärkte er das »Wir-Gefühl« der Frauen, wie die Autorin anhand einer Analyse der semantischen Auf-

81 *Susanne Zeller*, *Volksmütter – mit staatlicher Anerkennung – Frauen im Wohlfahrtswesen der zwanziger Jahre*, Düsseldorf 1987.

ladungen der Begriffe »Frau« und »Mutter« zeigt, zum anderen diente die Bezeichnung spezifisch weiblicher Aufgabenbereiche und Rollen aber auch dazu, abstrakt gehaltene Typisierungen von Weiblichkeit zu bewerten.⁸² Der Begriff »Aufgabe« wurde im nationalsozialistischen Frauendiskurs zu einem Schlüsselwort zur Beschreibung spezifisch weiblicher Handlungen. Im Gegensatz zum männlichen Diskurs, der »Aufgabe« mit dynamischen und militärischen Konnotationen belegte, wurde »Aufgabe« im Frauendiskurs mit Begriffen wie »Geist, geistig, Seele, seelisch, tief, neu, Erneuerung« assoziiert. Horan spricht von einem »Mütterlichkeitsdiskurs«, der durch die enge semantische Verbindung der Begriffe »Frau«, »Mutter« und »Beruf« bestimmt gewesen sei. Dieser habe den Anspruch erhoben, verbindlichen und »natürlichen« Erfahrungen aller Frauen Ausdruck zu geben. Die postulierte hegemoniale Frauenrolle, als »Mutter von Beruf«, wurde durch die Assoziation von Begriffen wie »leiblich«, »Natur«, »Wesen« oder »Instinkt« als eine natürliche und normale dargestellt (S. 316 f.).

Den kriminologischen Diskurs um den Typus der »Verbrecherin« für den Zeitraum von 1800 bis 1945 untersucht der Historiker Karsten Uhl in seiner Dissertation.⁸³ Mit den Methoden einer an Foucault geschulten Diskursanalyse geht es ihm darum, »die ›Natürlichkeit‹ der Geschlechtsunterschiede zu dekonstruieren«, indem am Beispiel des Diskurses um das »verbrecherische Weib [...] die gesellschaftliche Funktionalität der Geschlechterdifferenz im historischen Kontext« aufgezeigt wird (S. 26). Uhls Arbeit ist innovativ, weil er als einer der ersten eine reflektierte Geschichte des kriminologischen Diskurses unter konsequent geschlechtergeschichtlichem Blick erzählt. Da das späte 19. Jahrhundert allgemein als der Zeitraum gilt, indem sich in der Kriminologie ein Paradigmenwechsel vollzogen habe, der nun den Täter und weniger die Tat ins Zentrum der Aufmerksamkeit stellte, liefert Uhls Perspektive neue Aufschlüsse über die Verbindung von Geschlecht und Devianz. Unmittelbar relevant für den in diesem Forschungsbericht behandelten Zeitraum sind nur einige Abschnitte aus Uhls Buch. In seinem zweiten Kapitel widmet sich Uhl zunächst den Debatten um die Kindsmörderin. Mit Kerstin Michalik⁸⁴ hält er für die Zeit um 1900 fest, dass die nun gesetzlich festgelegte »geringere Strafwürdigkeit unverheirateter Kindsmörderinnen« keinesfalls als Ausfluss einer liberaleren Strafrechtspraxis anzusehen ist, sondern mit einem weitreichenden Entzug des Rechtsschutzes für uneheliche Kinder korrespondierte. Beides waren Folgen einer Bevölkerungspolitik, welche die Geburtenzahl von unehelichen Kindern vermindern wollte, sowie der kriminologischen Ansicht, dass uneheliche Kinder häufiger »minderwertig« und »zum Verbrechen disponiert« seien.⁸⁵ Der Kindsmord erschien einigen Kriminologen sogar als »rassenhygienische Maßnahme«, die vermeintlich »natürliche Zustände« wieder einführe (S. 60). Im vierten Kapitel untersucht Uhl die Konstruktion der »Verbrecherin« zwischen Anlage und Umwelt, zwischen »Veranlagung« und »sozialen Faktoren«. Einerseits wurden deviante Frauen als ihrer Anlage gemäß handelnde Verbrecherinnen betrachtet, wie es in Zuschreibungen wie »die geborene Giftmischerin« oder in der Rede von einer »weiblichen Verbrechernatur« zum Ausdruck kam (S. 97). Andererseits konnte bereits um die Jahrhundertwende weibliche Devianz auch aus der »sozialen Stellung der Frau« begründet werden (S. 107). Besonders der Erste Weltkrieg und die krisengeschüttelten

82 *Geraldine Theresa Horan*, *Mothers, Warriors, Guardians of the Soul. Female Discourse in National Socialism 1924–1934* (Studia linguistica Germanica, Bd. 68), Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2003, 350 S., geb., 94,00 €.

83 *Karsten Uhl*, *Das »verbrecherische Weib«*. Geschlecht, Verbrechen und Strafen im kriminologischen Diskurs 1800–1945 (Geschlecht-Kultur-Gesellschaft, Bd. 11), LIT Verlag, Münster 2003, 270 S., kart., 20,90 €.

84 *Kerstin Michalik*, *Kindsmord. Sozial- und Rechtsgeschichte der Kindstötung im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert am Beispiel Preußen, Pfaffenweiler 1997*.

85 *Uhl*, S. 55 f.

Nachkriegsjahre führten dazu, dass »soziale und wirtschaftliche Umstände« stärker als Erklärungsmuster für weibliche Kriminalität herangezogen wurden. Doch blieb auch in solchen Fällen die Annahme einer »kriminellen Anlage« weitverbreitet (S. 108 f.). Wie Uhl deutlich macht, wurden über den Diskurs um die »Verbrecherin« auch Charakteristika »normaler Frauen« und »natürlicher Weiblichkeit« festgelegt. Klassische weibliche Kriminalitätsstrategien seien »Lüge und Verstellung« und die daraus resultierenden Delikte Hehlerei, Betrug, Kuppelei, Diebstahl oder Meineid (S. 117). Mit den Kriminalstatistiken, die solchen Annahmen zumeist entgegenstanden, gingen die Kriminologen kreativ um: Uhls Quellenlektüre ergibt, dass im Prinzip mit dem »Wesen der Frau« sowohl eine Zunahme als auch eine Abnahme einzelner Delikte erklärt wurde.

Uhls Untersuchung zeigt ebenso wie andere Arbeiten zur Konstruktion von (devianter) Männlichkeit, dass der Diskurs um weibliche Kriminalität auch dazu diente, »normale Männlichkeit« festzulegen. »Inakzeptable Männlichkeiten« wurden effeminiert, während Verbrecherinnen als »anormal vermännlicht« galten (S. 122, 138–146). »Kriminelle Frauen wiesen entweder ein »Zuviel« (Stichwort: Hysterie) oder ein »Zuwenig« an Weiblichkeit auf (Stichwort: Vermännlichung).«⁸⁶ Der kriminologische Diskurs trug dazu bei, die Bipolarität der Geschlechter zu legitimieren und Frauen als »Abweichung« von der (männlichen) Norm zu charakterisieren. Aussagen wie die, dass es »der Frau« an Rechtsgefühl mangle, rechtfertigten die Dominanz von Männern in Gerichtsmedizin und Justiz ebenso, wie sie zur Legitimation weitreichender Eingriffe in den weiblichen Körper, etwa bei der Sterilisation, dienten.

Mit einem Unterfall der weiblichen Kriminellen, der »Sexualverbrecherin«, setzt sich Brigitte Kerchner auseinander.⁸⁷ Im Zentrum ihrer Analyse steht das 1923 erschienene Buch »Das Weib als Sexualverbrecherin« des Juristen Erich Wulffen, eines der bekanntesten Popularisierer kriminologischer Konzepte im frühen 20. Jahrhundert. Kerchner zeigt, dass Wulffen zwei Entwicklungen zu einem misogyn grundierten Typus der »Sexualverbrecherin« verband: die »Psychiatisierung der perversen Lust«, die bereits im 19. Jahrhundert begonnen hatte und ursprünglich ganz überwiegend bei Männern diagnostiziert worden war, und die »Hysterisierung des weiblichen Körpers« (S. 187). Auf die Figur der Sexualverbrecherin wurden »vielfältige Formen des kulturellen Niedergangs und der gesellschaftlichen Degeneration« übertragen. So gab es die »untreue Kriegersfrau«, das »grausame Revolutionsweib«, die »Gebärstreikende« und die »grausame Erzieherin« – wobei alle Mängel dieser Frauentypen letztlich biologisch-sexuell erklärt wurden: Sie schienen »von sexuellen Motiven gesteuert und gefährlich für Volk und Nation zu sein« (S. 174 f.). Damit unterstützte die Vorstellung von der Sexualverbrecherin restaurativ-konservative Tendenzen, wie Kerchner hervorhebt: »Indem die Sexualverbrecherin die Risiken der Moderne und gleichzeitig die Unwägbarkeiten der neuen republikanischen Ordnung verkörperte, mahnte sie indirekt die konservative Rückkehr zur monarchischen Staatsform, die Wiederherstellung einer ungebrochenen bürgerlichen Klassenherrschaft sowie die Restaurierung überkommener Geschlechterverhältnisse an.« (S. 175) Kerchner weist überzeugend nach, dass sich Wulffen zum einen verschiedener »wissenschaftlicher« Quellen und Autoren bediente, zum anderen jedoch auch versuchte, seine Thesen mit Beispielen aus der Weltliteratur zu erläutern. Überlegungen des Psychiaters Emil Kraepelin und des Kriminalanthropologen Cesare Lombroso fanden ebenso Eingang in Wulffens »Typenlehre« wie Figuren aus Shakespeares »Romeo und Julia« oder Goethes »Faust«. Der Schlüssel zum Verständnis der »Sexualverbrecherin« lag nach Wulffen jedoch in der Biologie. Anknüpfend an endokrinologische Forschungsergebnis-

86 Peter Becker, Rezension zu Karsten Uhl, Das »verbrecherische Weib«, in: sehepunkte 6 (2006), Nr. 5, 15.5.2006, URL <<http://sehepunkte.historicum.net/2006/05/8065.html>> [31.3.2007].

87 Brigitte Kerchner, Die Sexualverbrecherin. Die paradoxe Konstruktion weiblicher Tätertypen in der historischen Kriminalpsychologie, in: Querelles 5, 2000, S. 169–197.

se, postulierte er, dass sich das »Plasma« von Frauen und Männern grundlegend unterscheide: Männliches »Plasma« sei komplex, weibliches einfacher strukturiert. Die Sexualverbrecherin habe nun einen erhöhten Anteil männlichen Plasmas – eine pseudowissenschaftliche Begründung der Auffassung Lombrosos, dass sich das »kriminelle Weib« dem »männlichen Typus« annähere. Im Ergebnis bedinge diese »Unnatürlichkeit« einen gestörten Körper, und dies sei der Grund für die latente weibliche Neigung zum Verbrechen (S. 173 f.). Wie Kerchner am Beispiel einer als Mädchen vermutlich vergewaltigten und später in ein Irrenhaus abgeschobenen Frau detailliert zeigt, führte die Annahme eines inhärenten weiblichen Hangs zur Kriminalität im Extremfall zu einer »Täter-Opfer-Umkehr«. Der individuelle Körper des Opfers war zwar auch zuvor der Ort der (Mit-)Schuld, doch stellte Wulffen nun noch stärker auf die aktive Rolle und damit die Schuld der Frau ab. Kerchner schlussfolgert: »So konnte von der realen Gewalterfahrung vollständig abstrahiert und bei sexuellen Übergriffen endlich ohne Umschweife den Frauen die Verantwortung und den Männern der Opferstatus zuerkannt werden.« (S. 190)

Wie auch bei den Rassenanthropologen zeigt sich das Paradox, dass der Körper einerseits zum Ort und Ausgangspunkt von Individualität und Moral gemacht wurde, ohne dass andererseits ein physiognomisches Erkennen der postulierten grundlegenden Unterschiede möglich sein sollte. Nur dem medizinischen oder juristischen Experten kam die Fähigkeit zu, diese Unterschiede zu erkennen. Aus dieser Fähigkeit leiteten sie ihre Legitimation für weitreichende Interventionen und Eingriffe in individuelle Lebensschicksale ab. Der Umstand, dass solche Experten in der Zwischenkriegszeit fast ausschließlich Männer waren, bedeutete für Frauen eine erhöhte Gefahr: Genau in dem Moment, in dem Frauen ihren Körper vermeintlich von den Fesseln der bürgerlichen Konvention befreien und eigene sexuelle Ansprüche ausleben konnten, drohte ihnen, dass sie von einer »höheren«, da angeblich wissenschaftlich argumentierenden männlichen Expertengemeinschaft wieder entmündigt wurden.⁸⁸

Als einflussreicher Ideengeber für die Geschichte männlicher Körpervorstellungen hat sich in den letzten 15 Jahren der australische Soziologe Robert W. Connell erwiesen.⁸⁹ Sein Konzept der »hegemonialen Männlichkeit« wurde mehrfach aufgegriffen und auch Studien über männliche Körper am Beginn des 20. Jahrhunderts zu Grunde gelegt. Connell definiert »hegemoniale Männlichkeit« als »configuration of practice which embodies the currently accepted answer to the problem of the legitimacy of patriarchy, which guarantees the dominant position of men and the subordination of women.«⁹⁰ Moderne (westliche) Männer sind bei Connell typischerweise gewalttätig bis brutal, was der Autor mit der Geschichte des europäischen und nordamerikanischen Imperialismus der Neuzeit begründet. Auch die Duelle des 19. Jahrhunderts dienten nach Connell der »symbolische[n] Definition von Männlichkeit durch Gewalttätigkeit«.⁹¹ Ihre Zurückdrängung zeige nicht etwa einen Rückgang dieser männlichen Gewalttätigkeit, sondern vielmehr die Verbindung von Gewalt und Rationalität, die dann für das 20. Jahrhundert bestimmend geworden sei. Ebenso wurde in dieser Zeit die enge Verbindung zwischen Heterosexualität und Männlichkeit unauflöslich; männliche Homosexualität wurde dagegen kriminalisiert und als pathologisch gekennzeichnet (S. 216). Connell zufolge wird in der westlichen Kultur »wahre Männlichkeit« fast immer vom männlichen Körper abgeleitet – was sich am deutlichsten im professionellen Sport zeige, bei dem männliche Sportler weit stärkere Popularität genossen als Sportlerinnen (S. 65, 74). Connell wendet sich sowohl gegen sozialbiologische als auch konstruktivistische Annahmen von »Körperlichkeit«: »Der Körper ist auch

88 Zum »Körper« des Kriminellen vgl. auch Abschnitt IX.

89 Vgl. Robert W. Connell, *Masculinities*, Cambridge/Oxford 1995 (dt.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit*, Opladen 1999).

90 Connell, *Masculinities*, S. 77.

91 Connell, *Der gemachte Mann*, S. 205–212.

in seiner reinen Körperlichkeit von großer Bedeutung. Er altert, wird krank, genießt, zeugt und gebärt. Es gibt eine nicht reduzierbare körperliche Dimension in Erfahrung und Praxis.« (S. 71) Auch eine Kombination beider Ansätze lehnt er ab. Für Connell haben »Körper« ein subversives Potenzial, das biologische und soziale Erwartungshaltungen unterlaufen kann. Es komme daher darauf an, »sich die aktive Mitwirkung (*agency*) von Körpern bei sozialen Prozessen bewußt zu machen.« (S. 78 ff.) »Körperreflexive Praxen« würden nicht nur individuelles Leben formen, sondern auch eine soziale Welt gestalten. Trotzdem verwandeln sich Körper »nicht in Symbole, Zeichen oder Positionen im Diskurs« (S. 84).

Explizit männliche Konzepte von Körper und Körperlichkeit untersucht Jens Schmidt am Beispiel ausgewählter Zeitschriften für die Jahre der Weimarer Republik.⁹² Dabei berücksichtigt er unterschiedliche politische und weltanschauliche Lager: die liberale *Berliner Illustrierte Zeitung*, die kommunistische *Arbeiter-Illustrierte Zeitung* sowie die *Deutsche Illustrierte*, die ein konservatives Leserspektrum erreichte. Die insgesamt mehrere Millionen Leser erreichenden Zeitschriften eignen sich nach Schmidts Auffassung besonders gut für die Ermittlung allgemeinverbindlicher Normen und Werte einer Gesellschaft. In Bezug auf zeitgenössische Vorstellungen von Männlichkeit weist der Autor den Illustrierten eine Doppelrolle zu: Zum einen hätten sie in der Gesellschaft existierende Vorstellungen popularisiert, zum anderen als »soziale Platzanweiser« mit ihrer aktiven Formulierung von Männlichkeitsidealen Identitätszwänge und eigene Realitäten geschaffen. Schmidt stellt seine Arbeit in die angloamerikanische Tradition der »kritischen Männerforschung«, wobei er sich am oben umrissenen Konzept der »hegemonialen Männlichkeiten« von Robert Connell orientiert (S. 9–13).

Ausgangspunkt seiner empirischen Arbeit ist die Beobachtung, dass die Ideologie des Männerbundes sowie der Umgang mit den Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg zwei für die Vorstellungen von Männlichkeit in der Weimarer Republik zentrale »Knotenpunkte ganzer Netze von Diskursen« bildeten (S. 35). Der »Männerbund« habe sich in besonderer Weise dazu geeignet, klare Freund-Feind-Kategorien auszubilden. Der Erste Weltkrieg habe die Tendenz verstärkt, den »wesenhaften Kern von Männlichkeit« mit militärischen Tugenden wie »Kampfbereitschaft«, »Härte« und »Ehre« in Verbindung zu bringen. Ohne es explizit zu formulieren, geht Schmidt von einer umfassend militarisierten Männergesellschaft in der Weimarer Republik aus. Die »erfolgreiche Institutionalisierung der modernen Maskulinität« sei in Abgrenzung zu konkurrierenden männlichen und weiblichen Gegenentwürfen erfolgt (S. 41). Ein »männlicher« Habitus lege Wert darauf, sich von »verweiblichten Männern«, vor allem Homosexuellen, »Dandys« und »Künstlern«, sowie der »neuen Frau« zu unterscheiden.

Wie der von den Illustrierten übermittelte männliche Habitus konkret aussah, untersucht Schmidt, indem er systematisch nach dem Zusammenhang von Ästhetik, Sport, Individualität, Militär und Krieg mit Konzepten von »Männlichkeit« fragt. Ein schöner Körper musste schlank und gepflegt sein, um als »modern« zu gelten. »Rationalität« sollte sich auch im Männerkörper widerspiegeln. Das Ideal war ein muskulöser und damit leistungsfähiger Körper, ohne dass dieser wie bei den Bodybuildern als »Selbstzweck« gesehen wurde.⁹³ Ein solcher Körper, so suggerierten redaktionelle Texte ebenso wie die Werbung, gelte bei Frauen als attraktiv und verspreche sexuellen und sozialen Erfolg.⁹⁴ Bei der täglichen Arbeitsaufteilung zwischen den Partnern herrschte eine klare Rollenverteilung vor, besonders in der Arbeiterschaft. Schmidt bemerkt in diesem Zusammenhang, dass

92 Schmidt, »Sich hart machen, wenn es gilt«.

93 Vgl. Bernd Wedemeyer-Kolwe, *Starke Männer, starke Frauen. Eine Kulturgeschichte des Bodybuildings*, München 1996.

94 Zur Kontinuität solcher Vorstellungen im 20. Jahrhundert vgl. Kathrin Bonacker, *Hyperkörper in der Anzeigenwerbung des 20. Jahrhunderts*, Marburg 2002.

die Identität als Mann für die Arbeiter eine »seltene Möglichkeit bot, aus der gesellschaftlichen Unterlegenheit herauszukommen.«⁹⁵ Die *Deutsche Illustrierte* stellte den »vollwertigen Mann«, einen »zielbewussten Tatmenschen«, in den Mittelpunkt ihrer Konstruktion von Männlichkeit. Die als männlich apostrophierten Werte »Kraft« und »Potenz« waren bei ihr besonders stark mit biologischen Annahmen verknüpft (S. 84 ff.). Die »Kraft« dominierte auch die Berichterstattung von Sportereignissen, in der ideale Körperbilder entworfen und bildlich in Szene gesetzt wurden. Während bei der *Berliner Illustrierten Zeitung* die kraftvolle sportliche Betätigung ästhetisch aufgeladen wurde, betonte die *Arbeiter-Illustrierte Zeitung* die positiven gesundheitlichen Folgen des Sportes, wobei die Reproduktion gesunden Nachwuchses einen wichtigen Stellenwert einnahm. Ebenso wie bei der *Deutschen Illustrierten* wurde sportliche Betätigung hier als quasi alternatives militärisches Training und als individueller Beitrag zu einem gesunden Volkskörper beschrieben.

Das »Bild einer kämpferischen Männlichkeit« (S. 113) bestimmte auch die Porträtabbildungen führender Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft. Politik schien für alle Illustrierten als Kampf heroischer Individuen verstanden worden zu sein. Während die liberale *Berliner Illustrierte Zeitung* nach Führer(köpfen) der die Weimar Republik tragenden politischen Parteien und Kräfte fahndete⁹⁶, porträtierte die *Arbeiter-Illustrierte Zeitung* »revolutionäre Arbeiterführer«. Die *Deutsche Illustrierte* beschränkte sich auf »konservative, nationale, finanzstarke oder militärische Männlichkeitsformen.«⁹⁷ Alle Zeitschriften verbanden, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, den Führungsanspruch ausgewählter Individuen mit deren Geschlecht. Ein besonders militarisiertes Männerbild vertrat die *Deutsche Illustrierte*. Wie Schmidt herausarbeitet, stellte sie den positiv gewerteten Begriffen »Wehrhaftigkeit«, »Mannhaftigkeit« und »Ehrenhaftigkeit« die Gegentrias »Wehrlosigkeit – Entmannung – Ehrlosigkeit« gegenüber und setzte diese in diffamierender Absicht politisch ein (S. 134). Das zunehmend militärisch geprägte Männerbild in der *Deutschen Illustrierten* deutet an, so Schmidts These, dass sich militarisierte Lebensformen und Wertvorstellungen in der Weimarer Republik immer stärker ausbreiten konnten (S. 138).

Schmidt kommt zu dem Ergebnis, dass »Maskulinität als Prinzip« die Berichterstattung durchzog. Der Körper war der Ort, an dem die Ideologie der Maskulinität am deutlichsten sichtbar gemacht wurde, sowohl in individuellen Körperabbildungen als auch bei Inszenierungen von Menschenmassen. Auf den individuellen Körper wurde damit ein erheblicher Disziplinierungsdruck ausgeübt: Gerade der männliche Körper wurde nicht als »Vielfalt ausdrückende Kombination anatomischer Eigenheiten, sondern als zu vereinheitlichende und in ihrer Funktionalität zu optimierende Masse verstanden« (S. 163). Die »fiktionale Einheit von geschlechtlicher Identität, sexuellem Begehren, sexueller Praxis und Anatomie« wurde von den drei Illustrierten sowohl vorausgesetzt als auch durch die wiederholte Berichterstattung reproduziert (S. 172). Alle Zeitschriften propagierten »Härte«, »Kraft« und »Schönheit« als männliche Ideale, wenn auch in unterschiedlichen Schattierungen. Sie vereinheitlichten Männer zu Typen: Es gab den proletarischen Kämpfer, den Soldaten, den bürgerlich-modernen Mann und den sportlichen Muskelmann.⁹⁸ Die binäre Unterscheidung der Geschlechter mit jeweils »natürlichen« Eigenschaften stellte keine der Illustrierten in Frage. Trotzdem sei für die Weimarer Republik nicht von einer »he-

95 Schmidt, »Sich hart machen, wenn es gilt«, S. 174.

96 Diese Suche bestimmte auch die Politikberichterstattung der populären *BZ am Mittag*, ebenfalls aus dem Ullstein-Verlag. Vgl. Antje Hoppe, Die Berichterstattung der »BZ am Mittag«, 1919 – 1939, unveröff. Magisterarbeit, Humboldt-Universität zu Berlin 2002.

97 Schmidt, S. 117.

98 Ebd., S. 178. Vgl. zur Herausbildung von Geschlechter-Typen im Fin de Siècle den Beitrag von Dagmar Reese in diesem Band.

gemonialen Männlichkeit« zu sprechen. Erst in den Dreißigerjahren hätte sich das »Ideal kriegerischer Männlichkeit« zum allgemein verpflichtenden Männlichkeitsideal entwickelt (S. 174). Dieser Befund scheint auf den ersten Blick manchen Einzelergebnissen in Schmidts Studie zu widersprechen. Eine umfassende Analyse der politischen Kultur der Weimarer Republik, auf breiterer Quellengrundlage fußend, müsste klären können, ob und ab wann sich eine »hegemoniale Männlichkeit« durchsetzte – und warum. Dieser Punkt deutet die Grenze von Schmidts ansonsten sehr lesenswerter Studie an: Sie hat hohen deskriptiven Wert, doch erklärt sie insgesamt nicht hinreichend, warum die von ihr beobachteten Männlichkeitskonzepte attraktiv waren und gegen welche Widerstände sie sich durchsetzten.

Hier setzen neue Studien zur Homosexualität an.⁹⁹ Wie Martin Lücke zeigt, definierten sich auch schwule Männer über Vorstellungen von sexueller Identität und Körperlichkeit. Seine Untersuchung von zeitgenössischen belletristischen Texten über männliche Prostitution macht deutlich, dass die Prostitution unter Männern als negative Kontrastfolie zur »eigentlichen«, »sozialverträglichen« Homosexualität diene. Auch die homosexuelle Literatur arbeitete mit Ausschließungsmechanismen: Indem sie bestimmte sexuelle Praktiken als deviant markierte, versuchte sie »echte« Homosexualität als positives Lebensmodell, das mit der Moral der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft kompatibel war, zu verankern.¹⁰⁰ Eine ähnliche Strategie beobachten Claudia Bruns und Susanne zur Nieden bei Hans Blüher, dem Theoretiker der Wandervogel-Bewegung. Auch ihm sei es darum gegangen, die »diskursive Verknüpfung von ›rassischer Degeneration‹ und Homosexualität zu durchbrechen« – auf Kosten einer als konträr konzipierten, abgewerteten Femität.¹⁰¹ Wie Heike Schader herausgearbeitet hat, argumentierten lesbische Frauen in Zeitschriften, die sich speziell an gleichgeschlechtlich liebende Frauen richteten, analog zu ihren männlichen Pendanten. Viele dieser Zeitschriften propagierten ein Ideal gleichgeschlechtlicher weiblicher Liebe, in der Sexualität nur im Rahmen einer lebenslangen monogamen Beziehung vollständig akzeptiert war. Die häufig als »brutal und egoistisch« dargestellte Sexualität heterosexueller Männer diene als negativer Hintergrund, vor dem eine spezifisch weibliche homosexuelle Mischung aus Erotik, Verführung und Hingabe in Szene gesetzt wurde.¹⁰²

»Widerstände« und Probleme bei der individuellen Umsetzung vorherrschender Männlichkeitsideale untersucht Martin Lengwiler am Beispiel der »Hysterie« im Militär des Kaiserreichs vor dem Ersten Weltkrieg.¹⁰³ Da die Armee vielfach als »Schule der Männ-

99 Zum Forschungsstand vgl. *Tilman Walter*, Das frühe homosexuelle Selbst zwischen Autobiographie und medizinischem Kommentar, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 6, 2005, Nr. 1, URL: <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-05/05-1-10-d.htm>> [25.4.2007].

100 *Martin Lücke*, Beschmutzte Utopien. Subkulturelle Räume, begehrte Körper und sexuelle Identitäten in belletristischen Texten über männliche Prostitution 1900–1933, in: *Sabine Grenzders* (Hrsg.), *Verhandlungen im Zwielficht. Momente der Prostitution in Geschichte und Gegenwart* (Gendercodes, Bd. 1), transcript-Verlag, Bielefeld 2006, 347 S., kart., 29,80 €, hier: S. 301–318.

101 *Claudia Bruns/Susanne zur Nieden*, »Und unsere germanische Art ruht bekanntlich zentnerschwer auf unserem Triebleben...« Der »arische« Körper als Schauplatz von Deutungskämpfen bei Blüher, Heimsoth und Röhm, in: *Paula Diehl* (Hrsg.), *Körper im Nationalsozialismus. Bilder und Praxen*, Wilhelm Fink Verlag, München 2006, 377 S., kart., 49,90 €, hier: S. 111–128.

102 *Heike Schader*, Virile, Vamps und wilde Veilchen. Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre, Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus 2004, 308 S., kart., 24,95 €.

103 *Martin Lengwiler*, Jenseits der »Schule der Männlichkeit«. Hysterie in der deutschen Armee vor dem Ersten Weltkrieg, in: *Karen Hagemann/Ralf Pröve* (Hrsg.), *Landsknechte, Soldaten-*

lichkeit« (Ute Frevert) galt, werden hier die Grenzen einer – um mit Connell zu sprechen – gewalttätigen »hegemonialen Männlichkeit« sichtbar. Um 1900 wurde die Hysterie zu einer typischen Soldatenkrankheit, während sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch ausschließlich bei Frauen diagnostiziert wurde. Zwischen 1896/97 und 1909/10 verfiel die Diagnose »Hysterie« in der Armee, mit Folgen für das vorherrschende Bild des »männlichen Soldaten«. Zwar erklärten die Ärzte mehr als die Hälfte aller Fälle von Hysterie als »erblich bedingt«. Auch wurden viele »hysterische« Soldaten alsbald aus der Armee entlassen, im Unterschied zu den Jahren des Ersten Weltkrieges (S. 151 f.). Doch zeigen die Krankenakten zugleich, in welchem Maße Gewalt unter Soldaten und zwischen Vorgesetzten und Untergebenen verbreitet war. Die »Diagnose Hysterie« wurde häufig dann gestellt, wenn einzelne Soldaten die Anforderungen der militärischen Ausbildung und die Ideale soldatischer Männlichkeit nicht erfüllten. Zwar konnte diese Diagnose Soldaten vor militärischen Strafen bewahren, sie trug jedoch zugleich zu ihrer Stigmatisierung bei (S. 154 ff.). Die noch junge Militärpsychiatrie nahm die Hysteriefälle zum Anlass, »grundsätzliche Kritik am militärischen Erziehungssystem zu üben«: Die Armee sei »keine Besserungsanstalt«; sie könne aus unmännlichen Individuen keine »Männer« machen. Die moderne Kriegführung sei mit dem traditionellen Erziehungsauftrag für die »männliche Jugend« nicht mehr in jedem Fall vereinbar; die Herstellung maximaler militärischer Schlagkraft sei im Zweifel wichtiger (S. 159 f.). Es begann eine Zeit intensiver Selektion, die »Schwachsinnige« und »Hysteriker« vom Militärdienst ausschließen sollte. Obwohl zu Beginn seines Aufsatzes angekündigt, sagt Lengwiler nichts über die Selbstwahrnehmung der betroffenen Männer. Die weiterführende Frage, wie die »hysterischen« Soldaten auf die medizinisch begründete Einschränkung ihrer Männlichkeit reagierten, ob sie zur Überkompensation oder im Gegenteil zur Infragestellung des Konzepts des soldatischen Mannes neigten, bleibt so unbeantwortet.

Mit Formen militarisierter Männlichkeit beschäftigen sich auch die Arbeiten von Sonja Levsen und Paula Diehl. Levsen vertritt die These, dass der Erste Weltkrieg einen maßgeblichen Wandel im Selbstbild der deutschen Studenten bewirkt habe. Dies habe sich sehr deutlich in der umfassenden Akzeptanz des Sports gezeigt, der zwar traditionellen studentischen Auffassungen von männlicher Geselligkeit zuwider lief, nach Kriegsende jedoch als legitimer Ersatz für die Wehrpflicht galt. Zugleich habe sich auch unter Studenten ein »neues Körper- und Gesundheitsbewusstsein« verbreitet, das körperliche Leistungsfähigkeit zur Voraussetzung für den eingeforderten Führungsanspruch im Staat erklärte und damit vielfach deckungsgleich mit völkischen Idealen war.¹⁰⁴ Ein Vergleich zwischen Tübinger und Cambridger Studenten, wie ihn Levsen in ihrer Dissertation ausführt, bestärkt die Autorin: Während sich die Cambridger Studenten nach dem Ersten Weltkrieg von zuvor häufig vertretenen sozialdarwinistischen Positionen lösten, galt für die Tübinger Kommilitonen das Gegenteil. Hier setzte sich eine »militarisierte Männlichkeit« durch, wobei kritisch zu fragen ist, inwieweit Tübingen repräsentativ für das Klima an deutschen Universitäten der Weimarer Republik war.¹⁰⁵

frauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel, Frankfurt/Main 1998, S. 145–167.

104 Sonja Levsen, Der »neue Student« als »Führer der Nation«. Neuentwürfe studentischer Identitäten nach dem Ersten Weltkrieg, in: Alexandra Gerstner/Barbara Könczöl/Janina Nentwig (Hrsg.), Der Neue Mensch. Utopien, Leitbilder und Reformkonzepte zwischen den Weltkriegen, Frankfurt/Main 2006, S. 105–120, hier: S. 116–119.

105 Vgl. dies., Elite, Männlichkeit und Krieg. Tübinger und Cambridger Studenten 1900–1929 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 170), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006, 411 S., geb., 46,90 €.

Die Politik- und Kulturwissenschaftlerin Paula Diehl zeigt in ihrer Dissertation, welche zentrale Stellung das Ideal des soldatischen Mannes im Nationalsozialismus einnahm.¹⁰⁶ Ausgehend vom Begriff der »Körperbilder«, untersucht die Autorin, wie und bis zu welchem Grad die Körpervorstellungen und Körperinszenierungen von SS-Männern zur Legitimierung nationalsozialistischer Herrschaft beitrugen. Macht und Gewalt fanden über diese Körperbilder Eingang in das »sozial Imaginäre«, von Diehl definiert als »sozial geteiltes Repertoire und zugleich soziales System der Konstruktion und Kombination von Bildern und Vorstellungen« (S. 26). Zugleich begründete der Mythos der SS-Männer einen neuen männlichen Körperkult; der propagierte »Neue Mensch« sollte hier sichtbar werden. Diehl kommt zu dem Ergebnis, dass insbesondere die Körperbilder des »Ariers« Kriterien bereitstellten, die über die Zugehörigkeit zur »Volksgemeinschaft« entschieden. Ohne den Stellenwert, den der Körper schon in der Lebensreform und Jugendbewegung zu Beginn des Jahrhunderts eingenommen hatte, wäre eine solche Körperfixierung nicht möglich gewesen. Die Kontinuitäten verdeutlicht auch die SS-Zeitschrift *Das schwarze Korps*, die zahlreiche Artikel über Ernährung und Körperpflege abdruckte (S. 49 ff.). Insgesamt stellten die SS-Körperbilder »Macht und Gewalt, soziales Prestige, das rassistische NS-Ideal und die von der NS-Ideologie postulierten ästhetischen Vorstellungen des Idealkörpers dar« (S. 234). Sie blieben trotzdem ambivalent, da sie eine »Balance zwischen Zugehörigkeitsangebot und Ausschlussdrohung« wahren mussten (S. 243). Diehls Studie zeigt überzeugend, in welchem Umfang die im Nationalsozialismus inszenierten Körperbilder politisch wirksam wurden und auf welchen Vorbildern sie aufbauten. Die Autorin verzichtet jedoch darauf, die Perspektive der historischen Subjekte ergänzend zu der von ihr analysierten reinen Machtinszenierung heranzuziehen. Eine Analyse der Bildlichkeit, mit der SS-Männer in Briefen, Hobbyfotografien oder Amateurfilmen sich und ihre Körper in Szene setzten, könnte vermutlich Aufschluss darüber geben, inwieweit die von ihr untersuchten Körperbilder für die Menschen, die sie verkörperten, tatsächlich wirkungsmächtig wurden.

VI. SEXUALITÄT UND FORTPFLANZUNG

Die Geburtenkontrolle in der Weimarer Republik steht im Zentrum der Arbeit von Cornelia Osborne.¹⁰⁷ Die Autorin stellt fest, dass nach dem Ersten Weltkrieg die Empfängnisverhütung mehr denn je zu einem Politikum wurde. Zwar galt eine Steigerung der Geburtenrate insgesamt als gesellschaftspolitisch notwendig und förderungswürdig, doch wurde – gemäß den Vorstellungen der Rassenhygieniker – differenziert zwischen erwünschter und unerwünschter Fortpflanzung. Das Ziel war eine umfassende Rationalisierung der Sexualität und ihrer Folgen. »Vernunft und Planbarkeit« sollten den Einfluss von »Zufall« und »Trieb« ablösen (S. 144). Dies zeigen auch die Debatten über künstliche Befruchtung, die Christina Benninghaus untersucht hat: Zwar gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch starke Vorbehalte gegen die »unästhetische Prozedur« der Insemination, doch wurden diese Widerstände zumindest teilweise durch eine Argumentation überwunden, die die »Pathologie« der ungewollten Kinderlosigkeit beheben und die »natürliche« Zeugungsfähigkeit von Mann und Frau wiederherstellen wollte. Sie richtete sich zugleich gegen die mit Sterilität assoziierte »moderne Frau«, verunsicherte aber auch Männer, die vermuteten, für die Reproduktion der Gattung schon bald überflüssig zu sein.¹⁰⁸

106 Paula Diehl, *Macht – Mythos – Utopie. Die Körperbilder der SS-Männer* (Politische Ideen, Bd. 17), Akademie Verlag, Berlin 2005, 286 S., geb., 49,80 €.

107 Cornelia Osborne, *Frauenkörper – Volkskörper. Geburtenkontrolle und Bevölkerungspolitik in der Weimarer Republik*, Münster 1994.

108 Christina Benninghaus, *Eine »unästhetische Prozedur«. Debatten über »künstliche Befruchtung« um 1910*, in: Barbara Orland (Hrsg.), *Artifizielle Körper – Lebendige Technik. Techni-*

Usborne spricht insgesamt von einem Wandel von einer quantitativen hin zu einer qualitativen Bevölkerungspolitik.¹⁰⁹ Zugleich konstatiert sie, dass die politische Linke in dieser Zeit erstmals politische Partizipationsrechte der Frau mit einer Selbstbestimmung über den eigenen Körper verknüpfte – greifbar im Slogan »Dein Körper gehört Dir«. ¹¹⁰ Doch sei der Emanzipationsgedanke auch bei der Linken der Forderung nach einer geordneten Bevölkerungspolitik untergeordnet gewesen.¹¹¹ Es sei die soziale Not vieler proletarischer Familien in der Weimarer Republik gewesen, die auch konservative Ärzte und Sozialpolitiker den Einsatz von Verhütungsmitteln empfehlen ließ. Die Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten, vor allem im Ersten Weltkrieg ein stark diskutiertes und ideologisch überhöhtes Thema, das mit einer starken Disziplinierung insbesondere der weiblichen Sexualität einherging¹¹², wirkte auch in der Weimarer Republik nach und sorgte zumindest für temporäre lagerübergreifende Bündnisse, die den Einsatz von Verhütungsmitteln befürworteten.

Lutz Sauerteig setzt sich ausführlich mit den Diskursen und gesetzgeberischen Maßnahmen um Sexualität und Geschlechtskrankheiten um die Jahrhundertwende auseinander.¹¹³ In dieser Zeit wurde die bis dahin vorherrschende moralische Verurteilung Geschlechtskranker langsam durch eine medizinische Deutung der Krankheiten abgelöst, wie Sauerteig am Beispiel der Sozialversicherungspraxis zeigt (S. 141–157, 438). Geschlechtskrankheiten wurden als ernste Gefahr für den Volkskörper aufgefasst. Die Folge waren intensive »Aufklärungsbemühungen«, die sich speziell im Ersten Weltkrieg und in den Zwanzigerjahren nicht mehr nur an die »Risikogruppe« der ledigen jungen Männer, sondern auch an Heiratswillige und unverheiratete Frauen wandten. Filme und Gesundheitsausstellungen unterstützten diese Mischung aus Gesundheitsaufklärung und Gesundheitserziehung. Die damit verbundene Liberalisierung kam hauptsächlich Männern zugute, während unverheiratete Frauen, die außerehelichen Geschlechtsverkehr hatten, weiterhin als »Prostituierte« ausgegrenzt wurden (S. 439–442). 1927 kam es mit dem »Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten« zu einer Neuregelung der Prostitution, die nun nicht mehr sittenpolizeilich, sondern medizinisch kontrolliert werden sollte (S. 386–420). Die Gesundheitsämter übernahmen die Aufgabe der Kontrolle potenziell erkrankter Frauen. Zugleich geriet in dieser Zeit auch die männliche Kundschaft verstärkt als Träger und Überträger von Geschlechtskrankheiten in den Blick. Trotzdem gab es gegen Ende der Zwanzigerjahre noch einen harten Kern der Sittlichkeitsbewegung, der nach wie vor eine unnachgiebige Sanktionierung der »unmoralischen« Prostitution forderte (S. 419 f.). Die Neubewertung von Sexualkrankheiten und der Wege ihrer Bekämpfung führten dazu, dass Eingriffe in die Persönlichkeitssphäre im Namen der Volksgesundheit legitimiert wurden. Das Gesetz von 1927 erweiterte die Möglichkeiten zur Zwangsuntersuchung über den Kreis der Prostituierten hinaus auf alle diejenigen, deren Lebensweise verdächtig erschien. Die Diskussion über die Einführung von Ehegesundheitszeugnissen, die dann im Nationalsozialismus in praktisches Handeln mündete, war eine bezeichnende Folge dieser Neuausrichtung (S. 448).

sche Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive (Interferenzen, Bd. 8), Chronos Verlag, Zürich 2005, 286 S., kart., 24,80 €, hier: S. 107–127.

109 Usborne, S. 257.

110 Ebd., S. 268 f.

111 Ebd., S. 148–154. Ähnlich argumentiert *Gabriela Wesp*. Sie betont, dass weibliche Selbstbestimmung im Arbeitersport unter der »Prämisse des Klassenkampfes« stand und dass neben dem Ideal der gleichberechtigten Klassenkämpferin und Kameradin oftmals auch das Bild der Frau als Mutter und Ehefrau propagiert wurde (S. 258).

112 Vgl. *Lisa Todd*, *Sexual Treason. State Surveillance of Immorality and Infidelity in World War I Germany*, Dissertation, University of Toronto 2005.

113 *Lutz Sauerteig*, *Krankheit, Sexualität, Gesellschaft. Geschlechtskrankheiten und Gesundheitspolitik in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1999.

Solche Kontinuitäten in der Gesundheitspolitik vor und nach 1933 werden von Stefan Maiwald und Gerd Mischler nur beiläufig thematisiert. Die Autoren haben versucht, einen »umfassenden Überblick über die Geschichte der Sexualität unter dem Hakenkreuz« vorzulegen.¹¹⁴ Dabei bekennen sich die beiden Autoren »zu einem populärwissenschaftlichen Anspruch im besten Sinne des Wortes«; sie halten fest, ausdrücklich keine wissenschaftliche Studie vorlegen zu wollen (S. 9). Maiwald und Mischler gehen von der These aus, dass das nationalsozialistische Regime mit den Mitteln der Manipulation oder der Vernichtung der Intimsphäre die »Herrschaft über das Liebesleben der Deutschen« erringen wollte. Die Usurpierung der individuellen Körper durch den Staat zeige sich in einer Militarisierung von Geburt und Mutterschaft, in den Anstrengungen, die »arische Nachkommenschaft zu erhöhen«, in den auch gesetzlich legitimierten Eingriffen in die freie Wahl des Sexualpartners (»Rassenschande«) und in der Sterilisierung und Vernichtung »Asozialer« und anderer »Randgruppen« (S. 10 f.). Maiwald und Mischler heben wiederholt hervor, dass die fundamentale Unterscheidung des Regimes in »gut« und »böse« zum Gradmesser auch in Fragen von Sexualität und Bevölkerungspolitik wurde, ohne dass die Autoren diese Kategorien mit Inhalt füllen. Sie sprechen von einer »menschenverachtenden Sexualpolitik«, ersetzen jedoch oft begründete Urteile durch moralisierende Aussagen. Zudem scheinen sie davon auszugehen, dass der einzelne »Volksgenosse« mehr oder weniger widerstandslos der Sexualpolitik der Nationalsozialisten ausgeliefert war. Wahrscheinlicher erscheint jedoch, dass sich das Individuum bei der Sexualität so stark wie in keinem anderen Gebiet des NS-Staates eine persönliche Entscheidungskompetenz vorbehielt. In diese Richtung argumentiert auch Dagmar Herzog in ihrer neuen Untersuchung zur Sexualität in Deutschland im 20. Jahrhundert.¹¹⁵ Der Nationalsozialismus habe zwar bestimmt, wer mit wem Sex haben durfte, doch sei nicht zu übersehen, dass innerhalb dieser Grenzen eine ungewöhnliche sexuelle Freizügigkeit geherrscht habe und von offiziellen Stellen auch gutgeheißen, zum Teil sogar gefördert worden sei. »Legitimation des Terrors und Aufforderung zur Lust gingen Hand in Hand«, lautet Herzogs provokante Kurzformel zur Sexualität im Dritten Reich, deren Plausibilität sie mit zahlreichen Beispiele untermauert, die aber aufgrund der stellenweisen Vermischung von offiziellen Verlautbarungen und tatsächlich gelebter Sexualität nicht restlos überzeugen kann.¹¹⁶ Ihre Argumentation schließt an jüngere Untersuchungen zum Nationalsozialismus an, die den hohen Stellenwert von persönlichen Aufstiegs- und Karrierechancen sowie von Unterhaltung und Freizeit im Nationalsozialismus hervorheben.¹¹⁷

In diesem Zusammenhang noch immer aufschlussreich ist das Buch von Gabriele Czarnowski, die die »Ehe- und Sexualpolitik im Nationalsozialismus« einer genauen Analyse unterzieht.¹¹⁸ Die Autorin kann unter anderem zeigen, wie stark die Diskurse um Ehe und Fortpflanzung im Nationalsozialismus durch eine technologische Sprache dominiert wurden, die die »Funktionstüchtigkeit« des menschlichen Körpers ins Zentrum rückte. Bei der vor der Eheschließung obligatorischen »Eheberatung« habe es sich um

114 *Stefan Maiwald/Gerd Mischler*, *Sexualität unter dem Hakenkreuz, Manipulation und Vernichtung der Intimsphäre im NS-Staat*, Hamburg 1999.

115 *Dagmar Herzog*, *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts*, München 2005, 431 S., geb., 24,90 €, hier: S. 15–81.

116 Vgl. *Pascal Eitler*, Rezension zu *Dagmar Herzog*, *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts*, München 2005, in: *Querelles-Net* 18/ März 2006, URL: <<http://www.querelles-net.de/2006-18/text18eitler.shtml>> [31.3.2007].

117 Vgl. etwa *Götz Aly*, *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt/Main 2005; *Shelley Baranowski*, *Strength through Joy. Consumerism and Mass Tourism in the Third Reich*, Cambridge 2004; *Ulrich Herbert*, *Werner Best. Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft*, Berlin 1997.

118 *Gabriele Czarnowski*, *Das kontrollierte Paar. Ehe- und Sexualpolitik im Nationalsozialismus*, Weinheim 1991.

eine umfassende »Sicherheits- und Funktionskontrolle« gehandelt, welche die Fortpflanzungsfähigkeit, sexuelle Potenz, Gebärfähigkeit, mögliche Schwangerschaftsgefahren durch vorhandene Erbkrankheiten sowie auch das »künftige eheliche Sozialverhalten« der Partner untersucht habe (S. 210 f.). Die Praxis der Zwangssterilisation war eine der extremsten Maßnahmen der rassenhygienischen Familien- und »Gesundheitspolitik« im Nationalsozialismus. Sie war aber zugleich Teil eines umfassenden Maßnahmenbündels, das die Fortpflanzung staatlich kontrollieren wollte und in diesem Zusammenhang die Funktionsfähigkeit des menschlichen Körpers »jeglicher individueller und sozialer Zusammenhänge« entriss. Czarnowski kommt zu dem Ergebnis, dass die nationalsozialistische Sexual- und Familienpolitik großen Einfluss auf einen längerfristigen Wandel im Denken und Verhalten der Deutschen gehabt habe, konstatiert sie doch einen Trend zur ausschließlich medizinisch-wissenschaftlichen Beurteilung der Fortpflanzung, der bis in die Gegenwart hinein anhalte (S. 231–236).

Mit dem Verhältnis von Militär, Gewalt und Sexualität im Zeitalter der Weltkriege beschäftigt sich der von Karen Hagemann und Stefanie Schüler-Springorum herausgegebene Sammelband »Heimat – Front«. ¹¹⁹ Die Autorinnen und Autoren weisen überzeugend nach, dass der Krieg weit über die unmittelbaren Kriegshandlungen hinaus prägenden Einfluss auf die Konzepte von Männlich- und Weiblichkeit ausübte, indem er das Bild von »militärischer Männlichkeit« ebenso definierte wie die Aufgaben der Frauen an der »Heimatfront«. ¹²⁰ Besonders die Verwerfungen des Ersten Weltkriegs bewirkten ein Aufbrechen traditioneller Geschlechterrollen, die der Rhetorik von Militär und Politik zunächst zuwiderlief: Frauen stießen in ihnen bislang verschlossene Verantwortungsbereiche vor, während traditionelle Vorstellungen von Männlichkeit als Ernährer und Beschützer von Frau und Kind prekär wurden. ¹²¹

Abschließend sei noch die Studie von Gregor Dill genannt, der mit der »nationalsozialistischen Säuglingspflege« ein wenig erforschtes Thema bearbeitet hat. ¹²² Er schließt sich der von der Psychologin Sigrid Chamberlain aufgestellten These an, nach der zwischen 1933 und 1945 eine Kleinkinderziehung zu »Bindungs- und Kontaktlosigkeit« hin erfolgt sei. Ziel sei es gewesen, eine erleichterte Integration der Kinder in die späteren Massenorganisationen wie die Hitlerjugend zu erreichen. ¹²³ Dill nimmt für sich in Anspruch, diese These durch eine Auswertung wissenschaftlicher Lehrbücher, populärer Ratgeber und medizinischer und pädagogischer Fachzeitschriften erstmals historisch abgesichert zu haben. ¹²⁴ Die zu Hunderttausenden verkauften Ratgeber der Münchener Ärztin Johanna Haarer, die »physische Trennung und emotionale Distanz« zu Beziehungsprinzipien zwischen Mutter und Kind erhob, waren seinen Ergebnissen nach kein Einzelfall (S. 33). Mütterberatungsstellen, Hebammen und Säuglingsschwestern waren ebenfalls diesem Ziel verpflichtet. Auch die im Nationalsozialismus erneut forcierte »Stillpropaganda« stand zu diesen Prinzipien nicht im Widerspruch (S. 22–25). Dill ver-

119 Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.), *Heimat – Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege* (Geschichte und Geschlechter, Bd. 35), Campus Verlag, Frankfurt/Main 2002, 399 S., kart., 39,90 €.

120 Vgl. Stefanie Schüler-Springorum, *Vom Fliegen und Töten. Militärische Männlichkeit in der deutschen Fliegerliteratur, 1914–1939*, in: ebd., S. 208–233; Bianca Schönberger, *Mütterliche Heldinnen und abenteuerlustige Mädchen. Rotkreuz-Schwestern und Etappenhelferinnen im Ersten Weltkrieg*, in: ebd., S. 108–127.

121 Karen Hagemann, *Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, in: ebd., S. 13–52, hier: S. 15.

122 Gregor Dill, *Nationalsozialistische Säuglingspflege. Eine frühe Erziehung zum Massenmenschen*, Stuttgart 1999.

123 Ebd., S. 6. Ebenso Sigrid Chamberlain, *Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, Gießen 1997.

124 Dill, S. 8, 94.

deutlich, dass die Nationalsozialisten eine harmonische Mutter-Kind-Beziehung als Konkurrenz zu den Gemeinschaften ihrer Massenorganisationen sahen: »Zwecks Maximierung der psychologischen Integration junger Menschen in das nationalsozialistische Herrschaftssystem sollten die kindlichen Bedürfnisse nach Geborgenheit und menschlicher Nähe nicht schon von der Mutter, sondern erst vom Jugendverband (pseudo-)befriedigt werden.« Um dieses Ziel zu erreichen, nahm die nationalsozialistische Säuglingspflege eine Beeinträchtigung der bis dahin als ›natürlich‹ geltenden engen Mutter-Kind-Beziehung in Kauf und reaktivierte wissenschaftlich bereits überholte Ansichten zur frühkindlichen Entwicklung (S. 94). Etwas zu kurz kommt bei Dill die ›Vorgeschichte‹ dieses Paradigmenwechsels. Wie Sigrid Stöckel überzeugend herausgearbeitet hat, war die medizinische Diskussion über die Säuglingsfürsorge schon um die Jahrhundertwende von eugenischen Vorstellungen durchdrungen. Spätestens in der Weimarer Republik herrschte dann ein »utilitaristisches Konzept« der Säuglingsfürsorge vor, dem »maximale Gesundheit« und »gesellschaftliche Leistungsfähigkeit« als oberste Werte im Sinne einer national argumentierenden, sozialdarwinistisch gedachten Verwertungslogik galten.¹²⁵

VII. KÖRPERBILDER IM FILM

Der Körper, so heben Michael Cowan und Kai Marcel Sicks mit Recht hervor, war in der Zwischenkriegszeit »keinesfalls nur Objekt der neuen Massenmedien, sondern genauso selbst ein Medium, das sich in den neuen performativen Praktiken wie Ausdruckstanz, Varietétheater, Massensport und Schönheitswettbewerbe[n] materialisiert[e].«¹²⁶ Diese doppelte Medialisierung gilt es im Folgenden mitzubedenken, wenn Arbeiten zu Körpervorstellungen im Film genauer betrachtet werden. Das Kino entwickelte sich seit den Zwanzigerjahren zu einem Massenmedium der Emotionen, das durch die Aneinanderreihung bewegter Bilder, die bald auch mit Ton gekoppelt wurden, in besonderer Weise dazu dienen konnte, Körperbilder anschaulich vorzuführen. Es profitierte dabei, besonders beim Dokumentarfilm, vom Authentizitätsversprechen, das bewegten Bildern zunächst unhinterfragt zugesprochen wurde.¹²⁷ Im frühen Weimarer Kino wurden expressionistische Körperformen, verzerrte oder deformierte Körper sowie Maschinenmenschen ebenso in Szene gesetzt wie junge und gesunde Körper, die sich sexuell oder sportlich betätigten – man denke an die ›Aufklärungsfilme‹ Richard Oswalds, den kommunistischen Film »Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt« von Slatan Dudow und Bert Brecht (1931/32) oder auch den halbdokumentarischen Spielfilm »Menschen am Sonntag« von Robert Siodmak (1929/30). Eine besondere Rolle spielte der Film »Wege zur Kraft und Schönheit« von 1925, der »die ganze Komplexität der zeitgemäßen Körpertheorien und deren Ausübung« umfasste. Der Film zeigt zu Beginn missgestaltete Körper, geht dann dazu über, verschiedene Gymnastik- und Tanzübungen vorzuführen und endet mit Aufnahmen von Massengymnastik.¹²⁸ Auch alpine Höchstleistungen wurden wiederholt zum Gegenstand von Unterhaltungsfilmen, z. B. »Die weiße Hölle vom Piz Palü« (1929) oder »Stürme über dem Montblanc« (1930).

Im Nationalsozialismus wurde das Kino nicht nur für positive Propaganda eingesetzt, die offensiv die Ziele der »Bewegung« bewarb oder Feindbilder anprangerte. Es half auch

125 Sigrid Stöckel, Säuglingsfürsorge zwischen sozialer Hygiene und Eugenik. Das Beispiel Berlins im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Berlin 1996.

126 Michael Cowan/Kai Marcel Sicks, Technik, Krieg und Medien. Zur Imagination von Idealkörpern in den zwanziger Jahren, in: *dies.*, Leibhaftige Moderne, S. 13–29, hier: S. 23.

127 Diehl, Macht – Mythos – Utopie, S. 131.

128 Vgl. auch Marion E. P. de Ras, Körper, Eros und weibliche Jugend. Mädchen im Wandervogel und in der Bündischen Jugend 1900–1933, Pfaffenweiler 1988, S. 77.

in einer Art negativer Propaganda mit, die Realität – besonders während des Krieges – mit Bildern zu bedecken. Als bekanntestes Beispiel für diese Funktion kann der Unterhaltungsfilm »Die Feuerzangenbowle« von 1943 gelten. Das Kino erzeugte damit eine gestaltete Zwischenwelt.¹²⁹ Die in dem Zusammenhang von Unterhaltung und affirmativer Bestätigung des Nationalsozialismus wichtigste Figur war die Schauspielerinnen, Tänzerin, Regisseurin und Fotografin Leni Riefenstahl. Ihr zweiter Film über den Nürnberger Reichsparteitag von 1934, »Triumph des Willens« (1935), präsentierte eine »Wirklichkeit«, in der Ordnung, Stabilität und Macht – im Gegensatz zur Weimarer Zeit – gefestigt schienen. Von Anfang an sollte der Film das »Wunschbild der NS-Macht in ästhetische Gestalt« übersetzen und der Sinnbildung im Nationalsozialismus dienen.¹³⁰ Um dieses Ziel zu erreichen, bediente sich Riefenstahl der Inszenierung von zumeist männlichen Körpern, die sie sowohl in Nahaufnahmen als auch in Massenformationen präsentierte. Diese Körper mussten dem »arischen« Ideal entsprechen und jung, gesund und hart wirken. Der Einzelne wurde nicht nur durch die Inszenierung der Parteitage, sondern zusätzlich noch durch Riefenstahls Montage konsequent ein Teil der »Masse«, der »Volksgemeinschaft«, ohne in ihr vollkommen aufzugehen. Goebbels lobte an diesem Film besonders seine Monumentalität und den »harten Rhythmus«, womit er die »Maschinenterminologie« der Zwanzigerjahre aufgriff und ins Positive wendete.¹³¹

Einen grundlegenden Mechanismus dieses Films beschreibt der Publizist Georg Seeßlen. Ihm zufolge wird der maschinisierte Männerkörper im faschistischen Film zu einer Waffe. Seine Inszenierung sei auf eine »vollständig phallische Form der Nacktheit ausgerichtet: Was den Blick der anderen betrifft, so kann Anziehung nur in der Form von Bedrohung genossen werden, also als sadomasochistische Installation; und was die Rückkopplung auf die Selbstempfindung anbelangt, so besteht der Genuß des faschistischen Männerkörpers im Paradox der radikalen Selbstunterwerfung. [...]. Der Mann genießt es, sich den eigenen Körper radikal versklavt zu haben, und alles an diesem Körper spricht von dieser Selbstversklavung, die wiederum nur in der Aggression gegen die anderen aufgehoben werden kann. Das heißt auch: gegen die anderen Körper, die weibischen, die fremden, die transgressiven, die uneindeutigen; eine Aggression, die der faschistische Kopf [...] denn auch in schwülstiger Rhetorik als Befreiung, als völkische und nationale Befreiung zum Beispiel beschreibt.«¹³²

Leni Riefenstahls Filme über die Olympiade in Berlin, »Fest der Völker« und »Fest der Schönheit« (1938) setzten andere Akzente. Sie verbanden in ihrer Bildersprache die Schönheit der Natur mit ästhetischen Körpern. Beides sollte sich zu einer harmonischen Einheit ergänzen, wobei Riefenstahl an antike Körperinszenierungen des nackten Sportlers anknüpfte und so den Arier sowohl bildungsbürgerlich als auch international salonfähig machte.¹³³ George L. Mosse nennt »Das Fest der Schönheit« eine »Apotheose der Männlichkeit«, die sich »jung, viril, energisch und keusch« gegeben habe. Der auch in diesem Film propagierte arische Idealkörper habe sich auf die etablierten Körperbilder von männlicher Schönheit seit dem 19. Jahrhundert gestützt.¹³⁴ Alkemeyer spricht von einem »Heldenlied des Sports«, das auf den Leitmotiven »Schönheit« und »Kampf« beruht habe. Der Film sei mit dem klaren propagandistischen Auftrag gedreht worden, einen

129 Vgl. *Diehl*, Macht – Mythos – Utopie, S. 130.

130 Ebd., S. 133.

131 Ebd., S. 136.

132 *Georg Seeßlen*, Haut-Ich und Körper-Bild. Über die Repräsentanz eines rechten Männerkörpers im Kino, in: *Margrit Fröhlich* (Hrsg.), No Body is Perfect. Körperbilder im Kino, Marburg 2002, S. 97–109, hier: S. 102 f.

133 Vgl. auch *Diehl*, Macht – Mythos – Utopie, S. 146.

134 *Mosse*, Nationalismus und Sexualität, S. 177.

»gesunden Geist im gesunden Körper« exemplarisch vorzuführen.¹³⁵ Die aggressive Botschaft erschließt sich eher indirekt. Riefenstahl ergänzte das Gegensatzpaar »schön-hässlich« ikonografisch um die Gegensätze »natürlich-unnatürlich«.¹³⁶ Während die Regisseurin am schwachen und unvollkommenen Körper ausdrücklich nicht interessiert war, überhöhte ihr Film die Bereitschaft zu außergewöhnlichen Anstrengungen und unbedingtem Einsatz.¹³⁷ Im Kontext der nationalsozialistischen Diktatur und des sich anbahnenden Kriegs kann deshalb nicht von »unpolitischen« Filmen, die lediglich die Ästhetik des schönen Körpers feierten, gesprochen werden.

Daniel Wildmann hat die beiden Olympia-Filme einer intensiven Analyse unterzogen, wobei er Maurice Halbwachs' »Konzept« des kollektiven Gedächtnisses bemüht, um den Film »als kulturelles Produkt seiner Zeit« zu verorten.¹³⁸ Er vertritt die These, dass sich der Film mit seiner visuellen Sprache »ausgezeichnet« eigne, den rassistischen Ideen des frühen 20. Jahrhunderts Ausdruck zu verleihen (S. 11), wobei offen bleibt, um welchen »Ausdruck« es dem Verfasser genau geht. Wildmann konzentriert sich in seiner Analyse auf den männlichen, vorbildhaften, »arischen« Körper, der in Abgrenzung zum »nicht-arischen«, für Wildmann gleichbedeutend mit dem »jüdischen« Körper, konstruiert worden sei (S. 12 f.). Unter Rückgriff auf die »Spiegeltheorie« Jacques Lacans und beeinflusst von Daniel Goldhagens umstrittenem Buch »Hitlers willige Vollstrecker«¹³⁹, versteht der Verfasser die von Riefenstahl inszenierten Körper als »das visuelle Imaginäre [...], welches auf ein Begehren antwortet und selbst begehrt wird.« Kurz: Es seien »begehrte Körper«. Damit nimmt der Autor einen interessanten Perspektivenwechsel vor, indem er nicht allein nach den Intentionen der »Macher«, sondern auch nach den Erwartungen der Rezipienten fragt. Umso unverständlicher ist in diesem Zusammenhang die Behauptung, »mangels Quellen zur zeitgenössischen Rezeption« nichts über die Aufnahme des Films seitens der Zuschauer aussagen zu können.¹⁴⁰

Ausführlich analysiert Wildmann drei wichtige Passagen der Olympia-Filme: den Prolog, den Marathonlauf und den Hochsprungwettbewerb. Dabei gilt sein Hauptinteresse denjenigen, die im Bild nicht zu sehen sind: den ausgeschlossenen jüdischen Sportlern sowie den sportlichen Siegern, die im Film nur eine untergeordnete Erwähnung fänden wie die ungarische Hochsprungsiegerin Ibolya Csak.¹⁴¹ Die mit den Nürnberger Gesetzen von 1935 normierte Grenze zwischen »Juden« und »Ariern« finde, so Wildmann, im Film ihre sakralisierte Bekräftigung.¹⁴² Er weist darauf hin, dass Csak eine ungarische Jüdin war. Dies verschweige der Film jedoch bewusst, ebenso wie er den Ausschluss jüdischer Sportler im deutschen Team billige (S. 99 ff.).

In seinem Schlusswort spitzt Wildmann seine Thesen nochmals zu. Vor dem Hintergrund des behaupteten »bipolaren Weltbildes des Nationalsozialismus« kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, dass, »obwohl nur der arische Körper anwesend zu sein scheint«,

135 Alkemeyer, S. 476, 483.

136 Da die meisten Filme, die im nationalsozialistischen Kino direkt »Feindbilder« wie Juden, Kriminelle und Behinderte zeigten und kaum verhüllt zu ihrer »Unschädlichmachung« aufriefen, erst nach 1936 entstanden, wird auf diese Filme hier nicht eingegangen.

137 Alkemeyer, S. 488.

138 Daniel Wildmann, *Begehrte Körper. Konstruktion und Inszenierung des »arischen« Männerkörpers im »Dritten Reich«*, Würzburg 1998, S. 10.

139 Daniel Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996.

140 Wildmann, *Begehrte Körper*, S. 8.

141 Nach meinen Eindrücken von den Hochsprung-Sequenzen kann keinesfalls davon gesprochen werden, dass Csak, die als Einzige die Höhe von 1,62 Metern überwand, im Film nicht hinreichend gezeigt wird. Nach ihrem erfolgreichen Siegesprung montierte Riefenstahl im Wechsel mehrere Aufnahmen von der jubelnden Sportlerin und dem begeisterten Publikum.

142 Wildmann, S. 53.

auch sein »negatives Gesamtbild immer – als abwesender Körper – anwesend« sei (S. 138). Das klingt konstruiert und wird nicht empirisch belegt. Ob die Zuschauer des Films beim Betrachten der vorgeführten Modellkörper zugleich an die vermeintlich minderwertigen, »jüdischen Körper« gedacht haben, erscheint zweifelhaft.¹⁴³ Immerhin schuf Riefenstahl, wie ihr Biograf Jürgen Trimborn feststellt, »in vielfacher Hinsicht neue, unübertroffene Bilder und etablierte die bis heute geltenden Standards der modernen Sportberichterstattung.«¹⁴⁴ Wenn Riefenstahl die teilnehmenden jüdischen Athleten ausschloss, was zumindest bei Ibolya Csak sachlich nicht zutraf, dann war das, anders als Wildmann postuliert¹⁴⁵, kein ästhetischer Ausschluss, sondern eine politische Entscheidung. Hätte sie jüdische Teilnehmer wiederholt im Bild gezeigt, wäre das einem zeitgenössischen Betrachter, der die Sportler nicht individuell erkannte, gar nicht aufgefallen. Die rassistische Propaganda des Nationalsozialismus hätte als Ideologie erkannt und entlarvt werden können – und eben dieses Risiko galt es aus Sicht der Nationalsozialisten zu vermeiden.

Wildmann behauptet weiter, dass der Film »dem zeitgenössischen Publikum eine »judenfreie« Welt« vorgeführt habe, in der lediglich Arier existiert hätten (S. 139). Mit Blick auf die neuere Forschung zum Nationalsozialismus formuliert der Autor den Kollektivvorwurf, dass viele Autoren jüdisches Leben und die Verfolgung jüdischen Lebens nur mangelhaft berücksichtigten. Damit schrieben sie am Antisemitismus weiter, wobei sich Wildmann zu der Behauptung versteigt, einige dieser Autoren »gehörten der zweiten Generation des deutschen Täterkollektivs an« (S. 143). Die Verwendung solcher Begriffe und Pauschalisierungen überlagert den positiven Eindruck, den man aufgrund der genauen Filmanalyse und der pointierten und sachkundigen Einbettung in den historischen Kontext beim Lesen des Buches zunächst gewinnen kann.

VIII. DIE AUSGRENZUNG »HÄSSLICHER« UND »DEFEKTER« KÖRPER

Der amerikanische Historiker George L. Mosse hat in seinem Buch »Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen« Mitte der Achtzigerjahre grundlegende Thesen zum Verhältnis zwischen bürgerlichen Wertvorstellungen, einem »natürlichen« Umgang mit dem Körper und der Ausgrenzung von »Außenseitern«, die bis zur physischen Vernichtung reichen konnte, aufgestellt.¹⁴⁶ Noch im Nationalsozialismus zeige sich, so die Haupthese Mosses, dass der Nationalismus und der aus ihm hervorgehende Rassismus als Extremformen bürgerlicher Selbst- und Abgrenzungsversuche anzusehen seien, die Akzeptanz oder Verwerfung bestimmter sexueller Praktiken bedingt hätten: »Die Unterscheidung zwischen Normalität und Abweichung ist die Grundlage der bürgerlichen Moral.« (S. 10, 19 f.) Dominant für die »bürgerliche Ideologie« sei seit dem 19. Jahrhundert ein umfassendes Ideal von »Männlichkeit« gewesen. Dieses Ideal habe die Vorstellungen von richtigem Verhalten maßgeblich geprägt, sowohl für Männer als auch für Frauen. »Männlichkeit« wurde zudem mit Gesundheit gleichgesetzt – im Umkehrschluss galt dann besonders die »dekadente« Gesellschaft der Weimarer Republik als effeminiert (S. 40). Wer diesem männlich-gesunden Ideal nicht entsprach, wurde ausgegrenzt, verfolgt oder sogar vernichtet, wie Mosse ausführlich am Beispiel von Homosexuellen und Juden zeigt, denen verbreitet körperliche Defizite zugeschrieben wurden.

143 Vgl. auch Axel Jockwer, Rezension zu *Daniel Wildmann, Begehrte Körper. Konstruktion und Inszenierung des »arischen Männerkörpers« im »Dritten Reich«*, Würzburg 1998, in: *H-Soz-u-Kult*, 30.6.1999, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=4369>> [31.3.2007].

144 *Jürgen Trimborn, Riefenstahl. Eine deutsche Karriere*, Berlin 2002, S. 246.

145 *Wildmann*, S. 139.

146 *Mosse, Nationalismus und Sexualität*.

Im Hintergrund stand die Vorstellung, dass ein enger Zusammenhang zwischen körperlicher und »seelischer« Schönheit bestünde, amoralisches Verhalten sich also auch am Körper »des Verbrechers«, »des Homosexuellen« oder »des Juden« erkennen lasse. All diesen Typen sei eine ungezügelter Sexualität eigen, im Gegensatz zur Triebbeherrschung des bürgerlichen Mannes. Die Gerichtsmedizin, eine eurozentristische Anthropologie sowie die aufkommende Psychiatrie lieferten dieser Sichtweise Argumente.¹⁴⁷

Dabei ist für Mosse der Körper an sich noch unproblematisch. Nicht das Verhältnis zwischen Individuum und Körperlichkeit steht im Zentrum seiner Untersuchung, sondern die disziplinierende Wirkung der Ideologie der »bürgerlichen Respektabilität«. Mosse interpretiert die Dekadenz- ebenso wie die Jugendbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Herausforderung an das Bürgertum, da beide Bewegungen den Körper und die Freude an ihm »wiederentdeckt« hätten.¹⁴⁸ Die damit einhergehende Wandlung des freundschaftlichen Männerbundes hin zum latent homoerotischen Männerbund wurde als eine große Gefahr angesehen, der nur durch eine klare Trennung zwischen Liebe und Freundschaft, zwischen öffentlicher und privater Existenz begegnet werden konnte (S. 130 f.). Ernst Jüngers Buch »Der Arbeiter« von 1932 zeigt in besonderer Schärfe noch einen anderen Weg auf: Anstelle des sinnlich-ästhetischen Männerkörpers trat nun das Ideal des im Kampf gestählten, maschinengleich arbeitenden Männerkörpers, den Jünger mit einem »explizit sexuellen Wortschatz« beschrieb.¹⁴⁹

Nicht alle »defekten« Körper ließen sich jedoch aus der Gemeinschaft ausschließen. Besonders die Kriegsversehrten des Ersten Weltkriegs mit ihren fehlenden Gliedmaßen oder entstellten Gesichtern erinnerten in den 1920er- und 1930er-Jahren daran, welche Schäden eine entfesselte Zerstörungskraft an individuellen Körpern hervorrufen konnte.¹⁵⁰ Nach Sander L. Gilman wurden die Abbildungen solcher Körper einerseits von Pazifisten als anschauliches Überzeugungsmaterial verwendet. Sie leisteten andererseits der plastischen Chirurgie Vorschub, die bald auch kontroverse Eingriffe, von der »Schönheitsoperation« bis hin zur »Geschlechtsumwandlung«, vornahm. Gemeinsam war solchen Eingriffen, dass sie der Vorstellung von einem normierten Idealkörper Vorschub leisteten, was im Umkehrschluss bedeutete, dass gesellschaftliche Ausgrenzungsprozesse mehr denn je über eine abweichende Körperlichkeit ablaufen konnten.¹⁵¹ Diesen Zusammenhang zeigt auch der Umgang der extremen politischen Rechten mit den abwertend als »Kriegskrüppel« bezeichneten Invaliden. Die Stilisierung des Weltkriegsteilnehmers zum »deutschen Helden« hatte eine Schattenseite, denn Männer mit dauerhaft entstellten Körpern wurden von den Ehrenbezeugungen ausgenommen und weitgehend aus dem kollektiven Gedächtnis verbannt.¹⁵² Auch Sabine Kienitz' Beobachtung, dass die amtlichen Kriegsbeschädigtenfürsorgestellen von der »ungebrochenen Arbeitsfähigkeit« der Kriegsversehrten sprachen und eine solche mittels technischer Hilfsmittel wie Prothesen tatsächlich realisieren

147 Diese Auffassung ist seitdem in zahlreichen Studien bestätigt und ausdifferenziert worden, so dass hier auf einen Forschungsüberblick zu dieser Problematik verzichtet wird.

148 Mosse, Nationalismus und Sexualität, S. 61 f.

149 Ernst Jünger, Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt, Hamburg 1932; Mosse, Nationalismus und Sexualität, S. 159 f.

150 Vgl. Michael Hagner, Verwundete Gesichter, verletzte Gehirne. Zur Deformation des Kopfes im Ersten Weltkrieg, in: Claudia Schmölders/Sander Gilman (Hrsg.), Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte, Köln 2000, S. 78–95; Maria Tatar, Entstellung im Vollzug. Das Gesicht des Krieges in der Malerei, in: ebd., S. 113–130; Sabine Kienitz, Körper-Beschädigungen. Kriegsinvalidität und Männlichkeitskonstruktionen in der Weimarer Republik, in: Hagemann/Schüler-Springorum, S. 188–207.

151 Sander L. Gilman, Das Gesicht wahren. Zur ästhetischen Chirurgie, in: Schmölders/ders. (Hrsg.), Gesichter der Weimarer Republik, S. 96–112. Ebenso Stoff, Ewige Jugend.

152 Reichardt, S. 211–218.

wollten¹⁵³, lässt sich als Ausgrenzungsstrategie, als Nicht-Akzeptieren-Wollen der Behinderung, interpretieren. Heather R. Perry spricht in diesem Zusammenhang vom »Recycling« versehrter Körper. Die umfassende Mobilmachung in der zweiten Hälfte des Ersten Weltkrieges verhalf ihrer Auffassung nach einer militarisierten »Ökonomie des Körpers« zum Durchbruch, die selbst Kriegsinvaliden erneut in den Kampf schickte.¹⁵⁴

Der Körper des Kriminellen

Mit der Konstruktion und Bewertung des Körpers des Kriminellen in der Weimarer Justiz und im Nationalsozialismus beschäftigen sich zwei Aufsätze von Maren Hoffmeister. In »Lustmord. Widerständige Körper im Deutungssystem der Justiz« untersucht die Autorin die Gerichtsprozesse gegen die beiden bekannten »Lustmörder« Fritz Haarmann und Peter Kürten in der Weimarer Republik sowie die Prozesse in zwei ähnlichen Mordfällen aus den späten Dreißiger- bzw. frühen Vierzigerjahren.¹⁵⁵ Hoffmeisters Ausführungen schließen an Foucaults Überlegungen zum »Sexualdispositiv« und zur »Biomacht« an. Das »Sexualdispositiv« habe die Deutungskategorie »Lustmord« Ende des 19. Jahrhunderts erst ermöglicht, weil erst dadurch sexuelles Verlangen mehr und mehr zur Erklärung devianten Verhaltens herangezogen werden konnte. Die staatliche »Biomacht« sei dagegen im Nationalsozialismus wirksam geworden, als radikale Zugriffe auf das Individuum durch das Ziel eines »gesunden Volkskörpers« gerechtfertigt wurden (S. 340 f.). Hoffmeister fragt nun danach, ob diese Veränderungen auch zu einer »grundsätzlichen Argumentationsveränderung im Justizsystem« führten (S. 341).

Für die Weimarer Republik hält Hoffmeister fest, dass die Justiz in den beiden untersuchten Fällen noch nicht mit eugenischem »Wissen« argumentierte und Befunde einer »erblichen Minderwertigkeit« des Täters allenfalls beim Thema »Schuldunfähigkeit« verhandelte.¹⁵⁶ Auch im Nationalsozialismus habe die Justiz nicht primär eugenisch argumentiert. Das Sexualitätsdispositiv sei auch »unter dem Einfluss der Biomacht nicht revidiert worden«¹⁵⁷, wobei kritisch zu fragen ist, ob eine starke »Biomacht« tatsächlich erst mit dem politischen Sieg des Nationalsozialismus einherging, wie es die Autorin nahe legt. Im Hinblick auf die Bedeutung der Körper von Tätern und Opfern für die Urteilsfindung der Justiz stellt Hoffmeister bemerkenswerte Gemeinsamkeiten fest: So fungierte der Körper des Täters bis in den Nationalsozialismus hinein als »Ort der Entschuldigung«, während der Körper der Opfer »grundsätzlich zum Ort der Schuld« wurde (S. 353). Es sei jedoch schwierig, genaue Aussagen über die Bedeutung des »Täterkörpers« zu treffen, hebt Hoffmeister in ihrem Aufsatz »Deskriptionen und Erektionen. Projektion auf den Körper des Mörders« hervor. Dies gelte in besonderer Weise, weil der Körper des Kriminellen erst nach der Tat beschrieben und geformt werde. Den Tätern selbst wurde häufig erst durch die ermittelnden und urteilenden Instanzen eine körperbezogene Deutung des Verbrechens nahe gelegt. Es sei primär der gesellschaftlich verbreitete Wunsch nach Aufklärung und Prävention gewesen, der die Täter als körperlich fremd gekennzeichnet und in einem zweiten Schritt dann aus der Gemeinschaft ausgeschlossen habe.¹⁵⁸

153 Kienitz, S. 198–203.

154 Heather R. Perry, Brave Old World. Recycling der Kriegskrüppel während des Ersten Weltkrieges, in: *Orland*, Artificielle Körper – Lebendige Technik, S. 147–158.

155 Maren Hoffmeister, Lustmord. Widerständige Körper im Deutungssystem der Justiz, in: *Ludgar Schwarte/Christoph Wulf* (Hrsg.), Körper und Recht. Anthropologische Dimensionen der Rechtsphilosophie, München 2003, S. 339–355.

156 Ebd., S. 348. Vgl. auch *Daniel Siemens*, Metropole und Verbrechen. Die Gerichtsreportage in Berlin, Paris und Chicago, 1919 – 1933, Stuttgart 2007.

157 Hoffmeister, Lustmord, S. 353.

158 Maren Hoffmeister, Deskriptionen und Erektionen. Projektion auf den Körper des Mörders, in: *Lutz Raphael/Heinz-Elmar Tenorth* (Hrsg.), Ideen als gesellschaftliche Gestaltungskraft im

Der Fall des Serienmörders Fritz Haarmann steht im Zentrum eines Aufsatzes von Thomas Kailer, der sich instruktiv mit der Frage der »Wissensvermittlung« und »Wissenspopularisierung« durch die Massenmedien und den Gerichtsprozess auseinandersetzt.¹⁵⁹ Die semantische Konstruktion Haarmanns, der als atavistischer »Urmensch«, als »Epileptiker«, »Bestie«, »Vampyr«, »homosexueller Sadist«, »Werwolf« oder als »Triebmonomane« bezeichnet wurde, betont Haarmanns degenerierten Charakter und zugleich sein als natürlich-barbarisch geschildertes, quasi unreguliertes Triebleben.¹⁶⁰ Alle diese Bezeichnungen versuchten, die letztlich undurchschaubare Persönlichkeit Haarmanns zu erfassen, den man zwar moralisch verurteilen, nicht jedoch mit medizinisch-psychiatrischen und kriminalanthropologischen Kategorien hinreichend erklären konnte. Dies ist bemerkenswert, erfüllte Haarmann doch die Kriterien eines Lust- oder Serienmörders, wie sie Martin Linder zufolge von den Kriminologen seit Ende des 19. Jahrhunderts festgelegt wurden:

»Der Tötungsakt ist Selbstzweck, d. h. es fehlt ein rationales Ziel, das durch die Mittel des Mordes erreicht wird; er ist unmittelbar-physisch und hat sadistischen Charakter [...]; es besteht in der Regel keine längerdauernde Beziehung zwischen Täter und Opfer; die Taten sind häufig, aber keineswegs immer von konkreten sexuellen Handlungen begleitet; die Täter sind grundsätzlich Männer; die Opfer haben in der Regel den Status von Sexualobjekten (Frauen, junge Männer, Kinder); der überwiegende Anteil der Täter ist nicht eindeutig paranoid-schizophren, d. h. die Tat wird bewußt, planmäßig und relativ kontrolliert begangen; die Taten werden durch häufig bis in die Kindheit zurückreichende sadistische Phantasien vorbereitet, die der Mörder schließlich in die Tat umzusetzen versucht; schließlich sind diese Tötungsphantasien uneinholbar, so daß eine Art Sucht entsteht – es kommt zu Serien von Morden.«¹⁶¹

Dem Körper Haarmanns wurde weder als Ort der Schuld noch der Unschuld eine große Aufmerksamkeit zuteil, so Kailer. Zwar stellte ein Gutachten fest, dass Haarmann »bei starkem Geschlechtstrieb und weiblichen Zügen und hysterischem Charakter nach einer nervösen Geschlechtsschwäche gegenüber dem weiblichen Geschlecht zu gleichgeschlechtlich perversen Handlungen mit sadistischen Ausartungen und schließlich der Tötung seiner Geschlechtsopfer überging«.¹⁶² Insofern kann man davon sprechen, dass sein (Täter-)Körper effeminiert und zugleich durch Zuschreibung einer lange Zeit ausschließlich weiblichen Krankheitsdiagnose pathologisiert wurde. Dennoch blieb auch für den psychiatrischen Gutachter Haarmanns Schuld eine moralische; dieser sei »ein Mensch von erheblicher moralischer Minderwertigkeit.«¹⁶³

Obwohl Haarmanns Körper von den Prozessbeobachtern exzessiv beschrieben und gedeutet wurde¹⁶⁴, wurde sein Körper nur selten in direkte Beziehung zu den Tötungshandlungen gebracht. Die Besonderheit des modernen Serientäters, der sich gerade dadurch auszeichnet, dass er seine Taten heimlich begeht und bis zu seiner möglichen Enttarnung unsichtbar bleibt¹⁶⁵, mag sich hier konkret ausgewirkt haben. Festzuhalten ist,

Europa der Neuzeit. Beiträge für eine erneuerte Geistesgeschichte, München 2006, S. 429–440.

159 Thomas Kailer, Werwölfe, Triebtäter, minderwertige Psychopathen. Bedingungen von Wissenspopularisierung: Der Fall Haarmann, in: Carsten Kretschmann (Hrsg.), Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel, Berlin 2003, S. 323–359.

160 Ebd., S. 323, 326, 335, 346.

161 Martin Lindner, Der Mythos »Lustmord«. Serienmörder in der deutschen Literatur, dem Film und der bildenden Kunst zwischen 1892 und 1932, in: Joachim Linder/Claus-Michael Ort (Hrsg.), Verbrechen – Justiz – Medien. Konstellationen in Deutschland von 1900 bis zur Gegenwart, Tübingen 1999, S. 273–305, hier: S. 277 f.

162 Kailer, Werwölfe, S. 355.

163 Ebd., S. 354.

164 Vgl. Theodor Lessing, Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs, hrsg. von Rainer Marwedel, Frankfurt/Main 1989.

165 Kailer, Werwölfe, S. 339.

dass die Ausgrenzung des Kriminellen – wie es bei Haarmann unzweifelhaft der Fall war, da bereits vor der Verhandlung außer Frage stand, dass er getötet werden würde¹⁶⁶ – zum Teil anhand der Zuschreibung körperlicher Makel vorgenommen wurde. Andererseits zeigen gerade Kriminalfälle, dass zumindest die Justiz ihre Entscheidungen noch nicht von eugenischen, rassenanthropologischen oder kriminalbiologischen Kriterien abhängig machte. Die entsprechenden Spezialdiskurse waren im Gericht zwar präsent, aber nicht ausschlaggebend.

Mit einer dem »Kriminellen« verwandten Konstruktion von Devianz hat sich Sarah Jansen auseinandergesetzt: dem »Schädling«.¹⁶⁷ Die Autorin schreibt die Geschichte dieses »wissenschaftlichen und politischen Konstrukts« zwischen 1840 und 1920. Sie kann zeigen, wie zunächst nicht weiter beachtete Insekten durch die aufkommende Kosten-Nutzen-Erfassung der Natur, insbesondere in der »Forstwirtschaft«, im 19. Jahrhundert zu »Schädlingen« wurden. Ab etwa 1880 sei dann der »Schädlings«-Diskurs erheblich ausgeweitet worden und zunehmend zur Beschreibung von »Massen« verwendet worden, wobei es zunächst noch um tierische Massen ging. Wenig später wurden auch »Fremde«, »Sozialparasiten« und »Feinde« zu »Schädlingen«, wobei auffällig ist, dass die Vernichtung »menschlicher Schädlinge« sowohl im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg mittels des Einsatzes von ursprünglich als Insektiziden entwickelten Stoffen angegangen wurde (S. 355–371, 378). Jansen analysiert, dass Modernitätsängste von Männern vor einer als weiblich konnotierten Masse im Bild der Gatten verschlingenden Spinne ihren sinnbildlichen Ausdruck fanden. Auch Kafkas bekannte Erzählung »Die Verwandlung« liest die Autorin als Teil dieses Diskurses (S. 81–91). Jansens innovativer Ansatz verspricht, die Körpergeschichte zwischen 1900 und 1936 um einen neuen Aspekt zu erweitern. Leider bricht ihre Untersuchung 1920 ab, genau zu dem Zeitpunkt, als es, so die Autorin, zu einer rabiatischen »Verschärfung der sozial- und rassenhygienischen Gleichsetzung von menschlichen und tierischen »Sozialparasiten« vor allem im Umfeld der völkischen Bewegung kam (S. 274–375). Eine genaue diskursgeschichtliche Untersuchung, die auf Jansens Ergebnissen aufbauend diese Geschichte weitererzählt bis zu den Massenvernichtungen in den Vernichtungslagern, könnte neue Erkenntnisse zum Zusammenhang zwischen Körper, Kriminalität und Nationalsozialismus erbringen.

Aus dem großen Forschungsbereich zur Eugenik sei in diesem Zusammenhang der instruktive Aufsatz von Garland E. Allen erwähnt, der ausgehend von einer aktuellen Kritik an der neuerlichen Überzeugungskraft genetischer Erklärungsmuster in der modernen Biologie und Medizin die amerikanische und deutsche Eugenikbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vergleichend untersucht.¹⁶⁸ Allen vertritt die These, dass damals wie heute eugenisches Denken nicht durch das Vorliegen wissenschaftlich verlässlicher Daten, sondern durch »ökonomische und soziale Kontexte« zu erklären sei. Die Massentötungen des Nationalsozialismus seien ohne die vorausgegangene Etablierung »eugenischer Prinzipien« zumindest wissenschaftlich nicht legitimierbar gewesen (S. 15–17, 29) –, wobei kritisch einzuwenden ist, dass der Holocaust niemals über den Kreis der beteiligten Forscher hinaus »wissenschaftlich« legitimiert wurde. Im Zusammenhang mit der »Körpergeschichte« scheint relevant, dass die eugenisch motivierten Zwangssterilisationen wie auch andere Durchgriffe auf individuelle Körper für Allen die Folge von zunehmend technisierten und wirtschaftlichen Denkvorstellungen waren. Die Sorge um »natio-

166 Ebd., S. 323.

167 Sarah Jansen, »Schädlinge«. Geschichte eines wissenschaftlichen und politischen Konstrukts 1840–1920 (Historische Studien, Bd. 25), Campus Verlag, Frankfurt/Main 2003, 434 S., kart., 45,00 €.

168 Garland E. Allen, The Ideology of Elimination. American and German Eugenics, 1900–1945, in: Francis R. Nicosia/Jonathan Huener (Hrsg.), Medicine and Medical Ethics in Nazi Germany. Origins, Practices, Legacies, New York etc. 2002, S. 13–39.

nale Effizienz« und die vermeintlich »chaotische ökonomische und soziale Lage« dominierte die Diskurse um Nation und Volksgesundheit, wobei der Autor hervorhebt, dass insbesondere in den Vereinigten Staaten ein enger Zusammenhang zwischen der eugenischen Bewegung und dem »Progressive Movement« bestanden habe (S. 30). Des Weiteren habe die Eugenik den Klasseninteressen der wohlhabendsten Bevölkerungsschichten entsprochen, implizierte sie doch, dass am sozialen oder wirtschaftlichen »Status quo« nichts verändert werden müsse: »The wealthiest calls of society had the most to gain by furthering the belief that social problems were due to poor heredity rather than inequity in the economic distribution of wealth and the privileges and problems attendant with it.« (S. 31) Wie Alexandra Gerstner in einem Aufsatz über die »Hyperethik« des Paneuropäers Richard Coudenhove-Kalergi zeigt, konnten selbst optimistische Visionen eines geeinten Europa an Vorstellungen einer »systematischen Rassenverbesserung« der Völker gekoppelt sein. Coudenhove-Kalergis neo-aristokratische, philosemitische »Veredlung und Vollenkung des Menschen« sollte sich am Ideal des »nordischen, heidnischen Rittertums« orientieren. Sein erklärtes Ziel war, durch neue Formen der sozialen Auslese »heroische Menschen« hervorzubringen, die »Züchtung einer neuen über Europa regierenden Klasse«. ¹⁶⁹

Der »fremdrassige« Körper

Ähnlich wie Kriminelle wurden auch Minderheiten wie Juden und dunkelhäutige Menschen wegen ihrer vermeintlich minderwertigen Körper zunehmend diskriminiert. Französische Soldaten im besetzten Rheinland mussten sich, zumal wenn sie aus afrikanischen Kolonien stammten, Anfang der Zwanzigerjahre als »Schwarze Schmach« beschimpfen lassen. Angebliche sexuelle Übergriffe dieser vermeintlich primitiven und triebhaften »Negerbestien« auf »weiße Frauen« symbolisierten in den Augen der offen rassistisch argumentierenden deutschen Nationalisten die illegitime Gewaltherrschaft Frankreichs über Deutschland, die »geschändete Nation«. ¹⁷⁰ Allerdings gab es mit dem »loyalen Askari« auch eine Gegenfigur, die – wie Sandra Maß in ihrer Dissertation eindrucksvoll zeigt – im Bürgertum und bei der völkischen Rechten ebenfalls als Kontrastfolie diente, vor dem eine als »weiß« imaginierte, soldatische Männlichkeit inszeniert wurde. »Heroische Männlichkeit«, die in Europa durch die Schrecken des »industriell« geführten Ersten Weltkrieges an Glaubwürdigkeit eingebüßt hatte, blieb im Ideal der Kolonialgesellschaft glaubwürdig. »Weiße Helden« und »schwarze Krieger« kämpften dort als »ideales Paar im ritterlichen Krieg«, wobei sich gerade in der Fähigkeit zur Führung die Überlegenheit des »weißen« Mannes zeigen sollte. Die verbündeten afrikanischen Soldaten versorgten die »weißen« Männer; sie traten in der Imagination an die Stelle der bürgerlichen Familie und wurden somit »feminisiert«, während die afrikanische Frau als latente Gefahr für den vermeintlich zivilisierten weißen Mann geschildert wurde. ¹⁷¹

Aus rassistisch-nationalistischer Sicht wurden auch »den Juden« und »den Homosexuellen« typisch »weibliche Züge« zugeschrieben. Diese Effeminierung ging angeblich mit einer exzessiven Sexualität einher – statt »Liebe« herrsche bei diesen gesellschaftlichen Gruppen amoralische »Wollust«. ¹⁷² So warnte Julius Streicher, der berühmte Herausgeber des »Stürmer«, schon 1924 vor »jüdischen Verführern«. Für Streicher waren jüdische Männer »perverse Sexualverbrecher mit übergroßen Genitalien und einer unersättli-

169 Alexandra Gerstner, *Der »neue Europäer«*. Richard Coudenhove-Kalergis Vision einer paneuropäischen Neo-Aristokratie, in: *dies./Könczöl/Nentwig*, *Der Neue Mensch*, S. 55–70.

170 Iris Wigger, *Die »Schwarze Schmach am Rhein«*. Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse, Münster 2007.

171 Sandra Maß, *Weiße Helden, schwarze Krieger*. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland, 1918–1964, Böhlau-Verlag, Köln 2006, 370 S., kart., 49,90 €.

172 Mosse, *Nationalismus und Sexualität*, S. 49.

chen Begierde, die sie befriedigten, indem sie unschuldige Arierinnen vergewaltigten«. ¹⁷³ Unstillbar sei die Gier der Juden nach deutschen Frauen, die – sollten sie einmal mit einem Juden schlafen – nur noch Kinder »mit typisch jüdischem Aussehen« zur Welt bringen könnten, da ihr Blut vergiftet sei. Im Juli 1935 forderte der »Stürmer« gar die Todesstrafe für »Rassenschänder«. ¹⁷⁴ Solche Extremvorstellungen konnten auf Vorstellungen von einer körperlichen Andersartigkeit von Juden und anderen missliebigen Personenkreisen aufbauen, die eine lange Tradition hatten. ¹⁷⁵ In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts waren sie über den Kreis bekennender Antisemiten hinaus weitverbreitet, wie die Historikerin Julia Schäfer in ihrer Dissertation nachweist. ¹⁷⁶ Anhand einer Analyse von zwei Satirezeitschriften, dem sozialdemokratischen *Wahren Jacob* aus Deutschland und dem christlich-sozialen *Kikeriki* aus Österreich, untersucht sie, wie die Stereotype vom jüdischen Körper im »populärwissenschaftlichen Interdiskurs« der Zwischenkriegszeit ins Bild gesetzt und popularisiert wurden. Im Zentrum ihrer Arbeit steht eine Analyse der antijüdischen Karikaturen. Schäfer zeigt detailliert, wie diese Abbildungen mit den zeitgenössischen Diskursen um Ästhetik, Degeneration, Volksgesundheit und Biologie verknüpft waren. Der »jüdische Körper« selbst ist für Schäfer ein »Kollektivsymbol« ohne tatsächliche Entsprechung. Da er aber »als authentisch wahrgenommen« werde, fragt sie nach seiner Funktion und Signifikanz im politischen Meinungskampf (S. 49 ff., 105–110). Schäfer kommt zu dem Ergebnis, dass antisemitische Stereotype in beiden Zeitschriften an eine militant antikapitalistische Haltung geknüpft waren, zumindest in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Hier erfüllte »der Jude« die Rolle des »Sündenbocks«, der für die Schattenseiten und Risiken des modernen Wirtschaftslebens verantwortlich gemacht wurde (S. 333). Während die Kapitalismuskritik im sozialdemokratischen *Wahren Jacob* ab 1923 ohne antisemitische Stereotype auskam, unter anderem eine Reaktion auf den Mord an Walther Rathenau am 24. Juni 1922 ¹⁷⁷, radikalisierte der *Kikeriki* seinen »christlichen Abwehrkampf« noch. Er setzte verstärkt auf antijüdische Karikaturen, die »den Juden« als biologisch minderwertig zeichneten. ¹⁷⁸ Dieser Unterschied wurde im Vergleich des »jüdischen Körpers« mit dem »Arbeiterkörper«, den Schäfer im sechsten Kapitel Ihrer Arbeit vornimmt, manifest. ¹⁷⁹ Während der *Wahre Jacob* ein idealisiertes Bild des Arbeiters propagierte, setzte der *Kikeriki* »bolschewistische Monster«, die als »ostjüdisch« markiert waren, in Szene. ¹⁸⁰

Schäfers Arbeit leistet einen wichtigen Beitrag zur »Kulturgeschichte des visuellen Antisemitismus«. Ihr gelingt es an vielen Stellen überzeugend, nicht nur die Virulenz antijüdischer Vorstellungen vom »Juden« und seinem vermeintlich devianten Körper für

173 *Usborne*, Frauenkörper – Volkskörper, S. 113.

174 *Maiwald/Mischler*, S. 208.

175 Vgl. *Sander L. Gilman*, »Die Rasse ist nicht schön« – »Nein, wir Juden sind keine hübsche Rasse!«. Der schöne und der häßliche Jude, in: *ders./Robert Jütte/Gabriele Kohlbauer-Fritz* (Hrsg.), »Der schejne Jid«. Das Bild des »jüdischen Körpers« in Mythos und Ritual, Wien 1998, S. 57–74; *Michaela Haibl*, Zerrbild als Stereotyp. Visuelle Darstellungen von Juden zwischen 1850 und 1900, Berlin 2000; *Klaus Hödl*, Die Pathologisierung des jüdischen Körpers. Antisemitismus, Geschlecht und Medizin im Fin de Siècle, Wien 1997; *Sander L. Gilman*, *The Jew's Body*, New York 1991.

176 *Julia Schäfer*, Vermessen – gezeichnet – verlacht. Judenbilder in populären Zeitschriften 1918–1933, Campus Verlag, Frankfurt/Main 2005, 435 S., kart., 44,90 €.

177 Vgl. *Dirk Walter*, Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik, Bonn 1999, S. 248 f., *Martin Sabrow*, Die verdrängte Verschwörung. Der Rathenau-Mord und die deutsche Gegenrevolution, Frankfurt/Main 1999, S. 92–107.

178 *Schäfer*, Vermessen – gezeichnet – verlacht, S. 361 f.

179 Vgl. auch *Julia Schäfer*, »Der wahre Jakob« und »Kikeriki«. Jüdische und proletarische Körper in satirischen Zeitschriften der zwanziger Jahre, in: *Cowan/Sicks*, S. 322–338.

180 *Schäfer*, Vermessen – gezeichnet – verlacht, S. 297–306.

die Jahre 1918 bis 1933 aufzuzeigen, sondern auch in die Geistes- und Kulturgeschichte Europas einzubetten. Mitunter schießt sie jedoch über das Ziel hinaus, etwa wenn sie ihre These, dass die »vermeintliche Andersartigkeit des jüdischen Körpers« seit der Antike »in den Diskurs von Nicht-Juden über Juden eingeschrieben« sei, mit einem Tacitus-Zitat belegt. Dieser hatte aber lediglich von Juden als »von dem sinnlichsten aller Völker« gesprochen.¹⁸¹ Die Autorin ist um Differenzierung bemüht, jedoch erschweren die zahlreichen Exkurse sowie die eingestreuten theoretischen Überlegungen, die sich über alle Kapitel verteilen, die Lesbarkeit der Studie sowie die Nachvollziehbarkeit der Argumentation. Erstaunlich ist, dass Schäfer die politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit nur in geringem Maße in ihre Analysen einbezieht. Auch mögliche mittel- bis langfristige Veränderungen in der antijüdischen Bildersprache diskutiert sie kaum. Dabei drängen sich gerade mit Blick auf die Verfolgung und Ermordung von Millionen Juden im Nationalsozialismus einige Fragen auf. In welchem Umfang popularisierten die antijüdischen Karikaturen vor 1933 schon »Lösungen« der Judenfrage, an die tatsächlich angeknüpft wurde? Welche ikonografischen Kontinuitäten lassen sich aufzeigen? Lässt sich eine Linie vom »Verlachen« zum »Vernichten« ziehen, und wenn ja, wo liegen eventuelle Bruchstellen?

Wie verschiedene Beiträge in dem von Moshe Zimmermann und Gideon Reuveni herausgegebenen Sammelband »Emanzipation durch Muskelkraft. Juden und Sport in Europa« zeigen, waren Vorstellungen eines pathologischen jüdischen Körpers auch unter Juden selbst verbreitet, wurden aber überwiegend als Herausforderung verstanden.¹⁸² In der Nachfolge von Max Nordau, der Ende des 19. Jahrhunderts ein neues »Muskeljudentum« forderte, machten sich jüdische Sportler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik daran, an der Erneuerung des jüdischen Körpers durch Sport und Wettkampf teilzunehmen.¹⁸³ Solche Bemühungen um eine »Renaissance der Juden« waren teilweise an die Vorstellungen der zionistischen Bewegung gekoppelt, sie hatten aber oftmals auch zum Ziel, die Gleichwertigkeit jüdischer Sportler und Turner sichtbar zu machen. Zudem müssen sie auch als Ausfluss des allgemein wachsenden Stellenwerts des Sports in dieser Zeit angesehen werden.¹⁸⁴ Wie Gideon Reuveni überzeugend nachweist, gingen Sport und Militarisierung auch bei jüdischen Deutschen eine enge Verbindung ein. Der Erste Weltkrieg verstärkte diese Bindung noch; jüdische Sportvereine übernahmen ihrem Selbstverständnis nach zumindest in Teilen die militärische Ausbildung der Jugend. Die positiv konnotierte Vision eines »gewaltbereiten und entindividualisierten jüdischen Mannes« sei in den 1920er-Jahren weitverbreitet gewesen; ein Spezifikum der völkischen Rechten waren solche Vorstellungen einer militarisierten Männlichkeit also keineswegs.¹⁸⁵

IX. INDIVIDUUM UND GEMEINSCHAFT: »VOLKSGEMEINSCHAFT« UND »VOLKSKÖRPER«

Einen Überblick über die verschiedenen »Körperkulturen« von Richard Wagner und Friedrich Nietzsche bis zu den Nationalsozialisten liefert die Kulturwissenschaftlerin Inge Baxmann in ihrer Habilitationsschrift »Mythos Gemeinschaft. Körper und Tanzkulturen

181 Ebd., S. 266.

182 *Moshe Zimmermann/Gideon Reuveni* (Hrsg.), *Emanzipation durch Muskelkraft. Juden und Sport in Europa* (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur, Bd. 3), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006, 271 S., geb., 39,90 €.

183 *Moshe Zimmermann*, *Muskeljuden versus Nervenjuden*, in: ebd., S. 15–28.

184 *Daniel Wildmann*, *Jüdische Körper zum Ansehen. Jüdische Turner und ihre Körperutopien im Deutschen Kaiserreich*, in: ebd., S. 29–50; *Jacob Borut*, *Juden im deutschen Sport während der Weimarer Republik*, in: ebd., S. 81–96.

185 *Gideon Reuveni*, *Sport und die Militarisierung der jüdischen Gesellschaft*, in: ebd., S. 51–67, hier: S. 55.

in der Moderne«. ¹⁸⁶ Gestützt auf deutsche und französische Quellen, arbeitet die Autorin heraus, welche politischen Diskurse um Nation und Gemeinschaft sich auf den Körper einschrieben und warum sich gerade der Körper als »Einschreibfläche« verschiedener Ideologien sowie als »Schlüsselsymbol der nationalen Gemeinschaft« anbot (S. 181, 206). Die Moderne habe, so die Ausgangshypothese Baxmanns, »alte Bindungen, Traditionen und Strukturen« zerschlagen. Vor dem Hintergrund dieser Verlusterfahrung hätten sich die Bemühungen um eine Neufundierung der »Gemeinschaft« häufig auf den Körper konzentriert. Körper und Tanz seien »in verschiedene Versuche einer Reritualisierung der modernen Gesellschaft« eingebunden gewesen. Gerade bei den Masseninszenierungen der Zwanziger- und Dreißigerjahre habe es sich um quasireligiöse Feste gehandelt, die eine zunächst nur imaginierte Gemeinschaft erlebbar gemacht hätten (S. 7–11). Zugleich blieb die Körpererfahrung auch in der Moderne ein »grundlegendes Deutungsschema für die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Gesellschaften.« Das »Phantasma der Regeneration des nationalen Körpers« wurde nach dem Krieg zu einem europäischen Phänomen (S. 181–185). Mit einer an die Freud'sche Psychoanalyse angelehnten Begrifflichkeit führt Baxmann weiter aus, dass die neue Verbindung von Nation und Körper sakral aufgeladen worden sei. In der Moderne sei die Gesellschaft selbst zum »Göttlichen« geworden, jedenfalls in der Idealvorstellung von »Gemeinschaft«. In der Folge führte dies zu »neuen Räumen, Symbolen und kultischen Verhaltensformen in vorgeblich säkularisierten Räumen« (S. 188). Besonders folgenreich sei die sakral überhöhte Ästhetisierung der Politik und des Sports gewesen. Mit Massenspielen, Tanz- und Bewegungschören sollte die Krise der Solidarität in der modernen Gesellschaft überwunden werden; zugleich inszenierten solche Massenveranstaltungen weitgehend unabhängig von parteipolitischen Orientierungen eine Vision von nationaler Stärke und Gemeinschaft (S. 200, 255).

Ähnlich wie Möhring hebt auch Baxmann die disziplinierende Wirkung der neuen Körperkonzepte hervor. Entgegen der wilden Ekstase, wie sie die »ekstatischen Kulttänze der Moderne« (Charleston, Shimmy) oder auch Jazz-Musik propagierten, sollte sich die Ekstase des Westeuropäers in einem ästhetischen Rahmen bewegen, »dessen Code letztlich von der christlichen Tradition der Körpersymbolik überdeterminiert bleibt.« (S. 257) Sakralisierung und Moralisierung einerseits sowie technische Aufsplitterung und Verfügbarmachung des Körpers andererseits belegten die Ambivalenz der modernen Körperpolitik. Gerade die »Taylorisierung des Körpers« habe den Boden für das faschistische Konzept der »Schönheit der Arbeit« bereitet. Die Denkmodelle, die dann im Nationalsozialismus dazu führten, dass der »fremde« Körper als industrieller »Abfall« aus der Gemeinschaft ausgesondert und vernichtet wurde, existierten – so Baxmann – sowohl in Deutschland als auch in Frankreich spätestens seit den Zwanzigerjahren (S. 261). Leider sagt die Autorin nichts dazu, warum sich eine derart radikale Körper(vernichtungs)politik wie im NS-Staat nicht auch in Frankreich durchsetzen konnte. Konsequenterweise sieht Baxmann im Faschismus (jedenfalls in Bezug auf seine Körperpolitik) »nur die Extremform eines grundsätzlichen Problems des Politischen in der Moderne« (S. 262). Die Sakralisierung der Gemeinschaft (in der Nation) verweise – so lautet ihre Schlussthese – auf »eine latente Todessehnsucht der Moderne«. Das ekstatische Aufgehen des Individuums im kollektiven Körper bringe diese Todessehnsucht ebenso zum Ausdruck wie die Idealisierung der soldatischen Gemeinschaft im Krieg, die bereit sei, ihre individuellen Körper für den Gemeinschaftskörper zu opfern (S. 265 f.).

Winfried Süß beschäftigt sich mit dem »Volkskörper« im Nationalsozialismus, allerdings aus einem anderen Blickwinkel. ¹⁸⁷ In seiner sozial-, institutionen- und wissenschafts-

186 Baxmann, *Mythos Gemeinschaft*.

187 Winfried Süß, *Der »Volkskörper« im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939–1945* (Studien zur Zeitgeschichte, Bd. 65), Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2003, 513 S., geb., 69,80 €.

geschichtlichen Dissertation untersucht er den Zusammenhang von Gesundheitspolitik und Krieg, wobei er die »Leistungsmedizin« sowie die nationalsozialistische »Erbgesundheitspolitik« als zentrale Bausteine für eine noch zu schreibende Gesellschaftsgeschichte während der Kriegsjahre identifiziert.¹⁸⁸ Süß legt die erste Synthese zur Gesundheitspolitik jener Jahre vor, die nicht nur politische Zielsetzungen reflektiert, sondern auch die alltägliche Praxis in Kliniken und Heimen umfassend untersucht. Dieser Ansatz führt zu einer Reihe von neuen Ergebnissen. So kann Süß vor allem nachweisen, dass sich die Gesundheitsversorgung der Zivilbevölkerung in den Kriegsjahren umfassend verschlechterte, da Ärzte und Medikamente knapp wurden, und dass die Folgen dieser Entwicklung mit Hilfe sozialdarwinistischer Argumente beschönigt wurden.¹⁸⁹ Solche Rechtfertigungen konnten an eine medizinische Ethik anknüpfen, die seit der Jahrhundertwende das Recht von Patienten auf körperliche Selbstbestimmung gegenüber vermeintlichen Fortschritten im Dienste der Menschheit gering geschätzt hatte.¹⁹⁰ Selektion fand im Zweiten Weltkrieg nicht nur in den Konzentrationslagern statt: Das NS-Regime schloss in einem »Verdrängungswettbewerb« mit zunehmender Kriegsdauer zahlreiche gesellschaftliche Gruppen, die als in der Kriegswirtschaft »Unverwertbare« galten, von der medizinischen Versorgung aus und begann sogar erneut mit den zwischenzeitlich eingestellten »Euthanasie«-Morden.¹⁹¹ Im Zusammenhang mit dem engeren Thema dieses Forschungsberichts macht Süß' Arbeit, ohne dass er explizite Bezug auf die Körpergeschichte und ihre Methodik nähme, deutlich, wie schnell die Grenzen einer integrativen Körper-Rhetorik in Krisenzeiten erreicht waren: Das »Recht auf körperliche Unversehrtheit« wurde »mit dem Verweis auf übergeordnete Interessen des ›Volkskörpers‹ in Frage gestellt«.¹⁹² Der »Volkskörper«, so könnte man sagen, war tatsächlich ein amputierter Körper.

Schon vor dem Krieg war die Exklusion bestimmter Bevölkerungsgruppen mit rassenhygienischen Argumenten legitimiert worden. Wie Gisela Bock in ihrer wegweisenden Studie »Zwangssterilisation im Nationalsozialismus« hervorhebt, wurde der einzelne Mensch jedoch schon damals nicht mehr ausschließlich durch äußere Merkmale klassifiziert – wie beispielsweise die »Verbrechertypen« Lombrosos. Stattdessen galt den Rassenhygienikern die »Anlage« (Erbbild, Genotyp) als maßgebliches Kriterium von Körperlichkeit. Der Genotyp, von dem man glaubte, dass man ihn wissenschaftlich bestimmen könne, war sowohl ein »physisch-körperliches Substrat« als auch eine »metaphysische Größe«, in den Worten Bocks ein »Mysterium von ›Erbmasse‹ und ›Rasse‹«.¹⁹³ Der Körper galt gewissermaßen als »vorübergehende Hülle«; zentral und essenziell war hingegen die genetische Anlage. Hinzu kam eine Neudefinition von Individualität und Gemeinschaft: »Bevölkerung bzw. Volk wurde als eine Einheit definiert, die, jenseits der sie konstituierenden Individuen, verbunden war durch einen ›generativen‹ Zusammenhang

188 Ebd., S. 12.

189 Im Gegensatz dazu waren »heldenhafte« Ärzte im nationalsozialistischen Film allgegenwärtig, vgl. *Astrid Pohl*, Heros und Heiler. Emotionen und Ideologie im deutschen Arztmelodram zwischen Nationalsozialismus und frühem Nachkriegsfilm, in: *Frank Bösch/Manuel Borutta* (Hrsg.), *Die Massen bewegen. Medien und Emotionen in der Moderne*, Frankfurt/Main 2006, S. 241–263.

190 Vgl. auch *Wolfgang U. Eckart/Andreas Reuland*, First principles: Julius Moses and Medical Experimentation in the Late Weimar Republic, in: *Wolfgang U. Eckart* (Hrsg.), *Man, Medicine, and the State. The Human Body as an Object of Government Sponsored Medical Research in the 20th Century*, Stuttgart 2006, S. 35–47, hier: S. 35–39.

191 *Süß*, S. 311–369, 409 f.

192 Ebd., S. 408.

193 *Gisela Bock*, *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*, Opladen 1987, S. 40.

einer ›Gesamterbmasse‹ eines ›Volkskörpers‹.¹⁹⁴ Das Individuum konnte damit nicht mehr selbst über seinen Körper bestimmen. Es war der Wissenschaft vorbehalten, die wahren »genetischen« Qualitäten eines Menschen zu bestimmen. Eingriffe in den individuellen Körper konnten damit nicht nur mit Verweis auf den höherwertigen »Volkskörper« legitimiert werden. Sie konnten auch begründet werden, wenn äußere Minderwertigkeitsmerkmale nicht erkennbar waren. Umgekehrt wird deutlich, weshalb jemand auch dann ein vollwertiger SS-Mann sein konnte, wenn er äußerlich nicht dem Rassenideal der Nationalsozialisten entsprach.

Die von der Rassenhygiene postulierte Auflösung des individuellen Körpers wurde – wie bereits oben untersucht – auch im nationalsozialistischen Propagandafilm als Ideal verherrlicht. Die Realisierung des »Volkskörpers« ging insgesamt zu Lasten des Individuums: Anpassung, Ausgrenzung und im radikalsten Falle auch »Ausmerzungen« von Menschen waren die Folgen. Dieses Programm wurde über den Körper legitimiert. Diese Entwicklung, die die theoretischen Überlegungen eines diskursiven Körperbegriffs seit den 1970er-Jahren zu bestätigen scheint, zeigt die Ambivalenzen eines solchen Körperverständnisses auf. Ein ungelöstes Problem ist bis heute die Frage, ob die Ablösung von Vorstellungen eines »natürlichen« und individuellen Körpers nicht ein Einfallstor für die politische – oder in den letzten Jahren zunehmend auch wirtschaftliche – Manipulation und Ausnutzung von Menschen ist.

X. SCHLUSSÜBERLEGUNGEN

Zweifellos gehört die Körpergeschichte der Moderne zu den produktivsten Forschungsgebieten der neuen Kulturgeschichte. Der Einschätzung Kathleen Cannings, die »Körper« nach wie vor als ein weitgehend unerklärtes und jedenfalls noch nicht hinreichend theoretisch durchdachtes historisches Konzept bezeichnet¹⁹⁵, ist vor dem Hintergrund der hier vorgestellten Studien partiell zu widersprechen, da viele Untersuchungen der letzten Jahre durchaus von einem reflektierten Konzept von Körperlichkeit ausgehen. Allerdings ist eine große Heterogenität der methodischen Ansätze zu konstatieren: Während einige Studien den Körper eher symbolisch verstehen und mit Abstrakta wie »Volkskörper« und »Verkörperung« operieren, beschreiben andere Arbeiten konkrete körperliche Erfahrungen und deren Versprachlichungen. Viele Untersuchungen stellen nicht die Körper(praktiken) an sich, sondern die Reden über Körper – zumeist nicht den eigenen – ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit. Dies mag eine Folge des vorherrschenden konstruktivistischen Körperverständnisses sein, markiert durch die beiden am häufigsten genannten Referenzen Foucault und Butler. Für eine Geschichtswissenschaft, die nicht zuletzt die historische Spezifik einer Epoche herausarbeiten will, ist diese Herangehensweise, so viele wichtige Aufschlüsse sie auch liefert, aber nicht hinreichend – jedenfalls solange nicht geklärt ist, ob es nicht doch einen ontologischen Kern von Körperlichkeit gibt, hinter den auch diskursiv nicht zurückgegangen werden kann.¹⁹⁶ In noch stärkerem Maße als bisher sollte es deshalb der kulturhistorischen Forschung darum gehen, individuelle körperliche Erfahrungen, besonders Grenzerfahrungen (wie Rauschzustände, Schmerzen, Erkrankungen und Todesnähe), mit den Diskursen über Körperlichkeit abzugleichen. In diese Richtung gehen auch neue Ansätze, die die Trennung in »Essentialisten« und »Konstruktivisten« in methodischer wie empirischer Hinsicht überwinden wollen.¹⁹⁷ Diese Unterscheidung

194 Ebd.

195 Canning, S. 169.

196 Vgl. die differenzierte Diskussion bei Planert, S. 539–546.

197 Zur Terminologie vgl. Lorenz, S. 15–31; Franz X. Eder, *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*, München 2002, S. 227–243.

sei erkenntnistheoretisch eher hinderlich, da sie ein »Scheinproblem« aufwerfe.¹⁹⁸ Schon die Ethnologin Mary Douglas insistierte in den 1970er-Jahren darauf, dass »zwischen dem sozialen und dem physischen Körpererlebnis« ein »ständiger Austausch von Bedeutungsgehalten« stattfindet.¹⁹⁹ Ähnlich formuliert diesen Zusammenhang jetzt Sven Reichardt, wenn er von der »permanenten Praxis des körperlichen Aneignens« zwischen »sozialer Prägung und körperlicher Eigendynamik« spricht.²⁰⁰ Paula Diehl fasst diesen Gegensatz, indem sie mit der Spannung zwischen Bild und Praxis argumentiert, wobei sie hervorhebt, dass beides in mehrfacher Hinsicht miteinander verbunden sei; so in »Wahrnehmung und Körpergefühl« oder im »Selbst- und Fremdbild«.²⁰¹ Für alle drei Autoren geht es um eine erfahrungsgeschichtliche Fundierung und Rückkopplung von (zumeist hegemonialen) Diskursen, ohne die Paradoxien im Umgang mit dem Körper zu negieren.

Auffällig ist weiterhin, dass Körpergeschichte bislang vorwiegend entlang der oppositionell gedachten Referenzpunkte »Disziplinierung« und »Befreiung« geschrieben wurde, wobei es zumeist um die Disziplinierung zu Gunsten einer herrschenden Macht wie beispielsweise des Staates oder anderer Zwangskollektive oder eine Befreiung des Individuums von den Ansprüchen solcher Mächte ging. Zu diskutieren ist, ob es sich bei dieser Opposition nicht um einen Scheingegensatz handelt. Verstanden es die erfolgreichsten Körperideologien nicht gerade, individuelle Befreiung und gesamtgesellschaftliche Disziplinierung zu verknüpfen? In diese Richtung tendiert auch die Anregung von Michael Cowan und Kai Marcel Sicks. Sie schlagen vor, die »mediale Dauerbeschäftigung mit Körper und Körpertechniken sowie ihre permanente Stilisierung zu Idealformen« nach dem Ersten Weltkrieg als einen Versuch zu interpretieren, »der Kriegsdemütigung neue, selbstbewusste Identitäten durch die Restitution von schönen, starken und gesunden Körpern entgegenzusetzen.«²⁰² Hieran anknüpfend, wäre zu fragen, wie diese ideologische Leitlinie für den Einzelnen attraktiv gemacht wurde. Zu klären ist auch, ob normierende Körpervorstellungen überhaupt einen so großen Widerhall in der Gesellschaft fanden, wie die meisten Arbeiten stillschweigend annehmen. Aus dem »medialen Dauerfeuer« könnte ja auch umgekehrt auf eine verbreitete Resistenz neuen Körperkonzepten gegenüber geschlossen werden. Auch in diesem Zusammenhang könnte eine stärkere Auswertung von Ego-Dokumenten die Körpergeschichte voranbringen.

Schließlich ist zu hinterfragen, ob der »alles beherrschende Fluchtpunkt der Geschlechterdifferenz« die Körpergeschichte nicht ohne Zwang begrenzt. Clemens Wischermann weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass alternative Kategorien, wie etwa »Alter/Generation« oder »Ethnien«, noch kaum entwickelt seien.²⁰³ Die Kopplung von Körpergeschichte und Generationengeschichte etwa könnte zu einem wegweisenden Ansatz heranwachsen, die theoretische Profilierung der Körpergeschichte durch weitere empirisch ausgerichtete Forschung voranzubringen und »Körper« als fundamentale Kategorie der historischen Analyse noch stärker zu profilieren.

198 Vgl. die Kritik von *Tilman Walter*, Rezension zu *Franz X. Eder*, *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*, München 2002, in: *H-Soz-u-Kult*, 27.1.2003, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2003-1-045>> [26.4.2007].

199 *Mary Douglas*, *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*, Frankfurt/Main 1974, S. 99.

200 *Reichardt*, S. 209.

201 *Paula Diehl*, *Körperbilder und Körperpraxen im Nationalsozialismus*, in: *dies.*, *Körper im Nationalsozialismus*, S. 9–30.

202 *Cowan/Sicks*, *Technik, Krieg und Medien*, S. 20.

203 *Wischermann*, *Geschichte des Körpers oder Körper mit Geschichte?*, S. 11 f.